

Günter S. Breuer
Wildpferde
Trilogie Teil 1/3

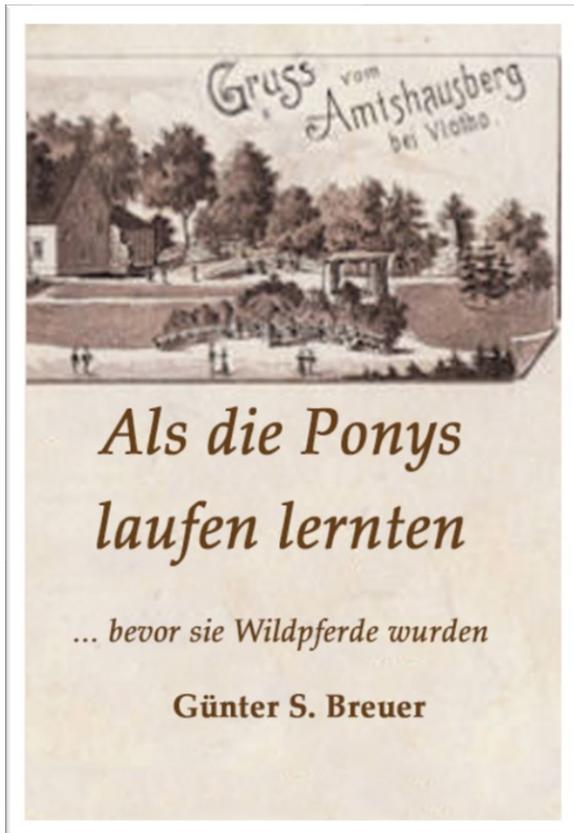
Als die Ponys laufen lernten
... bevor sie Wildpferde wurden

- ergänzte und
überarbeitete Ausgabe 2023

Wildpferde-Trilogie Teil 1/3

- extended Version 2023

Als die Ponys laufen lernten
... bevor sie Wildpferde wurden



Impressum

Texte: © 2023 Copyright by Günter S. Breuer

Umschlag: © 2023 Copyright by Günter S. Breuer

Verantwortlich für den Inhalt: Günter S. Breuer

Dahlienweg 7

59320 Ennigerloh

guenter-breuer@t-online.de

www.gsbreuer.de

Druck: epubli - ein Service der Neopubli GmbH,
Berlin

Ausgabe 2023

Vorweg

Das Laufen Lernen (auch im übertragenen Sinn) ist ein äußerst anstrengender Akt der Selbstüberwindung, den jeder Mensch nach einer gewissen Zeit des Heranwachsens beherrschen sollte.

In den ersten fünf Lebensjahren hat der Mensch zudem den größten Lernzuwachs zu verzeichnen!
Darum: Haut rein, strengt euch an!
(minder oder mehr autobiografisch - eher auto-emotiografisch!)

Günter S. Breuer (nach Arnold Gehlen, deutscher Philosoph, Anthropologe und Soziologe, 1904 - 1976)

In einigen Kapiteln kommt das *Vlötsche* (Vlothoer) Deutsch zum Tragen, hoffentlich nicht zu stark?!

Zum intensiven Kennenlernen und zur Identifikation mit dem Protagonisten sind einige Kapitel in der Ich-Form geschrieben!

Meiner ganzen Familie!

Inhalt

Wildpferde Teil 1 - extended Version 2023	3
Vorweg	4
Inhalt.....	8
Drei Kinder.....	10
Kindergarten.....	20
Bei Oma geparkt.....	36
Milch und Brot.....	50
Hausschlachtung	60
Schissi	71
Der Bach	78
Unten am Bach	81
Schiffe schwimmen lassen.....	85
Feuer in der Flutmulde	90
Eishockey	97
Straßenschlacht	103
Peter will in die Schule	109
Ausblick	128



An der Weser 1951

Drei Kinder

Ich war anfangs der Zweite von Zweien!

Ich muss schon an dieser frühen Stelle meinen Erzählfluss unterbrechen und hier näher auf den Begriff „anfangs“ und auf die Konstellation „Zweiter von Zweien“ eingehen, um meinen weiteren Werdegang für den Leser verständlicher zu machen.

Das Adverb *anfangs* bezieht sich in Bezug auf meinen Werdegang auf die direkte Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Zeit war sehr entbehrungsreich, besonders für Familien mit Kindern. Es fehlte an allen Ecken und Kanten. Nahrungsmittel für hungrige Mäuler zu beschaffen, war schier unmöglich. Jeder Familienvater musste sehr erfindungsreich sein und manchmal auch neben dem Gesetz her organisieren können. In diese Zeit hinein wurde *anfangs* mein Bruder geboren. Er kam zu einer, zumal für Kinder, ungünstigen Zeit zur Welt. Aber als Geschöpf der Liebe war und ist es einem so kleinen Geschöpf egal, wie, wo und wann! Jedenfalls hatte mein Vater die damals überaus schwierige Aufgabe, natürlich mit meiner Mutter

und allen Anverwandten zusammen, das kleine Bündel Mensch aufzupäppeln und für einen möglichst reibungslosen Start ins Leben zu sorgen.

Vorweggenommen kann ich sagen, es ist ihnen ein großes Stück weit gelungen.

Der Mangel an Allem und die Nahrungsmittelknappheit führten jedoch unweigerlich dazu, dass der Junge zu Beginn seines neuen Lebens kränkelte. Er bekam Mangelercheinungen, so dass er unter Aufsicht von Ärzten in der Heilanstalt Bethel bei Bielefeld behandelt werden musste. Zum Glück konnte er nach ein paar Wochen und einer abschließenden Rückenmarkpunktion wieder gesundet in die Arme der Eltern übergeben werden. Nach diesem für alle Beteiligten überaus schmerzhaften Erlebnis verliefen die nächsten Jahre für den jungen Erdenbewohner problemlos.

Nicht ganz zwei Jahre nach der Geburt meines Bruders erblickte ich, wieder ein Junge (nicht abwertend gemeint!), das Licht der Welt. Die neugewonnenen Erfahrungen meiner jungen Eltern nutzend, entwickelte ich mich der Zeit entsprechend normal. Natürlich benötigte mein

Bruder, gerade aus Bethel entlassen, immer noch etwas mehr Zuwendung als ich. Aber ich bekam noch genug von Allem ab, um neben meinem Bruder existieren zu können. Ein Wonneproppen war ich zwar nicht, lernte aber, auch mit Hilfe von Maisbrot, meine mir vererbten Fähigkeiten zu entwickeln und auszubauen. Ich war dünn, ruhig und relativ clever, was wollte ich mehr. Darauf konnte ich aufbauen und das tat ich auch!

In unserer Küche stand ein Sofa. Auf dem Sofa lagen eine gefaltete Decke und zwei Kissen. Aber



Familie

was das Beste war, das Sofa stand unter einem großen zweiflügeligen Fenster, aus dem hinaus

man einen Rundumblick auf die Straße hatte, die an dem Haus, in dem wir wohnten, vorbeiführte. Das Sofa war also nicht nur als bequeme Kuschel- und Leseecke gefragt, sondern ebenfalls als Aussichtspunkt.

Mein Vorteil in diesem Fall war, dass ich etwas jünger war als mein Bruder und noch nicht in den Kindergarten ging. So hatte ich ausgiebig Zeit, mich ständig auf dem Sofa breit zu machen und meine vielen Bilderbücher zu betrachten.

Aufgaben im Haushalt kamen erst später hinzu. Wenn dann mein Bruder vom Kindergarten nach Hause kam und sofort einen Blick in die Küche warf, hatte ich den besten Platz auf dem Sofa schon in Beschlag genommen. Auch konnte ich es mir nicht verkneifen, hämisch in seine Richtung zu grinsen.

Ich hörte noch, dass Mama auf dem Weg die Treppe hinunter rief:

„Streitet euch nicht! Ich muss in den Keller, ihr werdet euch schon einig werden!“

Sie wusste natürlich um den täglichen Kampf um einen Platz auf dem Sofa Bescheid.

Doch ich kannte uns schon seit ein paar Jahren und Monaten und wusste, was da auf mich zukam,

nämlich mein Bruder in der Verkörperung eines Kämpfers, der seinen schwächtigen Mitbewerber in die Schranken zu weisen wusste. Er war mit einem Satz auf dem Sofa, stand über mir, noch ehe ich meine Bilderbücher in Sicherheit bringen konnte und prügelte auf mich ein. Nicht, dass ich mich nicht zu wehren gewusst hätte, nein. Aber ich musste mich trickreich wehren und gleichzeitig die Bücher retten, die in dem Augenblick schon durch die Küche flogen. Das war zu viel des Guten! Ich wehrte mich jetzt mit Händen und Füßen. Auch Kratzen und Beißen gehörten zu meinen Waffen, die ich zielgerichtet einzusetzen wusste. Als die Angriffswelle meines Bruders merklich abebbte und etwas nachließ, entfernte ich mich blitzschnell aus seiner Reichweite, klaubte ein paar der Bilderbücher vom Boden auf und überließ ihm das Feld. Der Klügere gibt eben doch nach!

Als ich an der Küchentür war und mich noch einmal umdrehte, zeigte mir der einstweilige Sieger den bösen Mittelfinger. Ich hätte es ihm nur zu gerne gleichgetan, jedoch war mir die Unversehrtheit meiner Bücher, die ich in meinen Händen hielt, lieber.

Ich verließ das Haus durch die Haustür, weil ich wusste, dass mein Bruder bestimmt, mit einem Kissen auf der Fensterbank, auf dem Sofa kniete und die Weidestraße im Auge hatte. Als ich in sein Blickfeld kam, prellte ich den Ball, den ich mit nach draußen genommen hatte, auf den Boden und fing ihn wieder auf. Das wiederholte ich mehrere Male und schielte zwischendurch immer wieder zum Fenster hoch. Und richtig, es kam,



wie es kommen musste. Mein Bruder erkannte, dass ich mit seinem Ball spielte!

„Eh!“, rief er wütend von seinem bequemen Fensterplatz aus, „lass sofort meinen Ball los! Warte, wenn ich dich kriege!“

„Komm doch, hol ihn dir!“, rief ich zurück. „Wenn du kommst, dann lass ich ihn los!“

Schon war er vom Fenster verschwunden, und ich sah, wie er die Haustür aufstieß und wütend auf mich zukam.

Zum besseren Verständnis muss ich erklären, dass neben unserem Haus die sehr steile Lärchenstraße begann, die an ihrem unteren Ende

einen neunzig Grad Winkel nach links in die Lärche, einem kleinen Waldgebiet, hinein vollzog oder geradeaus direkt in den Forellenbach führte.

Als mein Bruder gerade den Ball ergreifen wollte, ließ ich diesen los und gab ihm noch einen kleinen Schubs, so dass er begann, immer schneller die Lärchenstraße hinunterzurollen. Mein Bruder ließ wutentbrannt von mir ab und rannte seinem geliebten Ball hinterher. Er würde ihn sicherlich einholen und vor dem Sturz in den Bach retten können, denn mein Bruder war schnell. Aus diesem Grund (wegen seiner Schnelligkeit) machte ich auf der Stelle kehrt und rannte so schnell ich konnte die Weidestraße hoch.

Ziemlich weit oben in der Weidestraße versteckte ich mich hinter einem Mauervorsprung und beobachtete die Situation aus sicherer Entfernung. Nach ein paar Minuten erschien mein Bruder mit seinem Ball in den Händen wieder in meinem Blickfeld, aber zum Glück weit genug entfernt. Er hielt Ausschau nach mir. Ich ließ mich natürlich nicht blicken, und das würde ich auch für den Rest des Tages so halten. Nur ja keine Konflikte herausfordern.

Zum Abendessen würde ich wieder zu Hause sein,
dann im Schutz meiner Eltern.
Ein klein wenig fühlte ich mich jetzt als Sieger.



So vergingen die Jahre! Ich bekam reichlich
Beulen und blaue Flecken ab, lernte dadurch aber
für mein Leben, wenn mir das auch noch nicht
vollends bewusst war.

Dann kam der Tag, an dem meine Mutter mein
Spiel mit dem Lastwagen und Bagger im Garten
störte. Sie stellte sich vor mich hin und sagte
geheimnisvoll:

„Sag mal, was hältst du davon, wenn du noch ein
Geschwisterchen bekommst?“



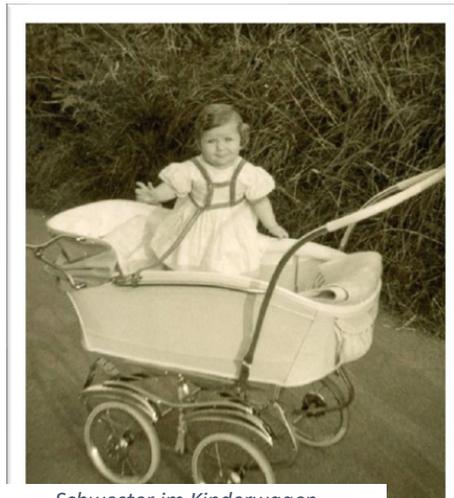
Familie komplett

„Was“, ging es mir sofort durch den Kopf, „noch mehr Kämpfe und Einschränkungen?“

Aber das dachte ich nur, denn ich kannte auch den Spruch „Geteiltes Leid ist halbes Leid“.

Was nun auf mich zukommen würde, entzog sich meiner damaligen Vorstellungskraft. Was mir jedoch sofort in den Sinn kam, war folgendes: Jetzt war ich nicht mehr das *zweite* Kind von *Zweien*, sondern das *mittlere* Kind von *Dreien*. Ich konnte also jetzt Erfahrungen aus allen Richtungen sammeln, mein Erfahrungshorizont erweiterte sich dadurch beträchtlich.

Meine kämpferische, praktische Natur hatte ich bis zu dem Zeitpunkt schon genügend trainieren



Schwester im Kinderwagen

können. Ab jetzt wurde ich unbewusst in Fürsorge, Geduld und Liebe geschult. Ich nahm diesen eher musischen Gedanken gerne auf. Er entsprach meiner eigentlichen Natur am ehesten. Meinen so oft beanspruchten Platz auf dem Sofa vor dem Küchenfenster gab ich ebenfalls kampflos auf. Ich saß ab sofort lieber neben dem Körbchen, in dem meine kleine Schwester lag und mich anlachte. Endlich hatte ich genügend Gelegenheiten, mein lange erworbenes Wissen aus Bilderbüchern weiterzugeben.

Ich konnte meiner Schwester immer wieder die Geschichten von Swimmy, Frederik und der kleinen Raupe Nimmersatt erzählen und ihr die Bilder zu zeigen. Meine Mutter war sehr dankbar über meinen unerwarteten Eifer, hatte sie doch jetzt Zeit für andere Dinge.

Kindergarten

Schon sehr früh in meinem Leben hatte ich mich auf ein Ziel versteift. Ich glaube, ich konnte dieses Ziel zu der damaligen Zeit noch nicht in Worte fassen, weil ich mich schlichtweg noch nicht ausreichend artikulieren konnte. In heutige Sprache gefasst lautet es in etwa folgendermaßen:

„Ich werde niemals in diesen Kindergarten gehen. Da kriegen mich keine zehn Pferde hin!“



Stuckenbrock

Und das habe ich bis zum Geht-nicht-mehr durchgezogen. **warum** meine Eltern es trotzdem

geschafft haben, mich großzuziehen, weiß ich nicht mehr so genau. Es hängt auf jeden Fall mit meiner konsequenten Zielverfolgung zusammen. *„Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“*

Dieser berühmte Ausspruch des Martin Luther vor dem Reichstag zu Worms begleitet mich mein Leben lang. Er ist mir Stütze und Zielsetzung



Bachstraße

zugleich geworden!

Schon beim Abbiegen von der Valdorfer Straße in die Dammstraße war mir bewusst, da vorne wohnt das Grauen. Auf der rechten Straßenseite befand sich das Kolonialwarengeschäft Stuckenbrock, dessen bunte Schaufensterauslage noch recht einladend

aussah. Daran schlossen sich die Firma Schlüter (Öle und Schmierstoffe) und ein freies, verwildertes Grundstück an.

Aber daran anschließend duckte sich unter einen Bestand von großen, ausladenden Eichen das dunkle Mauerwerk des Kindergartens. Die komplette linke Seite der Dammstraße bis zum Kindergarten wurde flankiert vom Lauf des Forellenbaches. Dieser lag hier allerdings hinter einem Gitter und so tief unten, dass die meisten Kinder sich vor der Tiefe fürchteten. Auch ich traute mich nur, dem gurgelnden Treiben und den Wildenten im Bach zuzuschauen, wenn ich mich krampfhaft an dem Schutzgitter festklammern konnte.

Aber gegenüber dem Bach, auf der anderen Straßenseite, begann für mich eine andere Welt. Eine Welt, die ganz und gar nicht meinen Vorstellungen von Kinderglück und vorsorglichem Behütetsein entsprach.

Meine Mutter musste mich beim ersten Besuch an diesem Ort, dem Kindergarten in der Dammstraße Nr. 5, geradezu über die Schwelle schleifen. Der Eingang bestand aus einem dicken,

eisernen Staketenzaun mit Tor, flankiert von zwei wuchtigen Eckpfeilern. Selbst die einzige Stufe dort hinein bestand aus einem hohen Steinquader, der viel zu hoch war, um von kleinen Kindern mühelos überwunden werden zu können.

Danach führte der Weg links herum, unter nicht gerade einladend ausschauenden, vier dunklen Fenstern entlang zu dem sogenannten



Kindergarten in der Bachstraße

Spielgelände. Auf diesem Spielgelände war die kindliche Fantasie in all ihren Facetten gefordert, denn das Gelände selbst und die paar Spielgeräte machten nicht viel her. Zum Glück hatte ich Fantasie genug, wie mir immer wieder

von den Erwachsenen bestätigt wurde, mochte sie aber nicht an die, an diesem Ort sich auftuende Ödnis vergeuden!

Rechts herum und noch einmal rechts herum, dann war der eigentliche Eingang erreicht. Der Haupteingang gleich hinter dem Tor, dort führten ein paar steinerne Stufen hinauf, wurde nie benutzt. Warum, das erschloss sich meinem kindlichen Gemüt nicht. Der benutzbare Eingang hingegen war ein dunkles Loch. Unter einem überkragenden, gemauerten Regendach befand sich eine riesige, doppelflügelige Holztür, die immer nur zur Hälfte geöffnet war. Eine freundliche Einladung für Ankommende war sie nicht gerade!

Hier wurden wir von einer älteren Frau in dunkler Kleidung empfangen - anthrazitfarbenes Kleid, darüber eine dunkelblaue Schürze und eine dunkelgraue Haube auf dem Kopf. Die Lippen zu einem Strich zusammengepresst, schaute sie mich von oben herab aus ihren fuchsigen Augen an. Sie stellte sich mit dem Namen Auguste vor. Ich zerrte am Mantel meiner Mutter, wollte nur weg hier.

„Na, der Junge hat wohl einen Dickkopf“, schnarrte die unsympathische Stimme der Frau. „Der Junge ist wohl noch nicht reif für eine gediegene frühkindliche Erziehung!“

„Nein, nein“, versuchte meine Mutter zu beschwichtigen, „wir sind nur heute sehr früh aufgestanden, damit auch alles klappt mit dem Kindergarten. Und die Nacht davor war auch mit sehr wenig Schlaf verbunden, für beide Teile. Mein Sohn scheint noch etwas verschlafen zu sein.“

Tante Auguste zischelte durch ihre zusammengepressten Lippen:

„Tse, tse, tse, klappt wohl gar nichts“, meinte sie. „Auf den Rippen hat er auch nichts, ob aus dem mal was wird?!“

„Da machen Sie sich man keine Sorgen“, versuchte meine Mutter endlich Partei für mich zu ergreifen. „Auf´m Kasten hat er jedenfalls was, das werden Sie schon sehen!“

Mit diesen Worten schob sie mich in Richtung Kindergartenfrau und wollte sich schon verabschieden. Da hatte sie jedoch die Rechnung

ohne mich gemacht! Ich krallte mich mit beiden Händen, so kräftig ich konnte, in ihrem Mantel fest - und trat doch tatsächlich mit den Füßen aus. Das schien für die Tante zu viel des Guten zu sein, denn sie hob beide Hände abwehrend gegen uns und schimpfte:

„Den nehmen Sie mal erst wieder mit nach Hause. Der macht mir sonst noch die anderen Kinder renitent. Nein, nein, nein, Sie können ja in ein paar Tagen wiederkommen, wenn Ihr Gör stubenrein ist!“

Mit diesen für mich unsäglichen Worten verzog sich Tante Auguste in ihr dunkles Loch und ließ meine Mutter und mich unverrichteter Dinge zurück. Ich hatte den Eignungstest wohl nicht bestanden!

Zum Glück für mich war meine Mutter dermaßen perplex, dass sie keinen Widerspruch erhob, mit mir auf der Stelle kehrt machte und dem Ausgang zustrebte. Erleichtert nahm ich ihre Hand und hüpfte neben ihr her.



Zu Hause war alles, für kurze Zeit, wie bisher. Mein Bruder ging manchmal zum Kindergarten, wenn auch nicht regelmäßig. Gemeinsam spielten wir oft mit unseren Lego-Steinen und mit unseren Wiking-Autos. Die meiste Zeit waren wir jedoch an der frischen Luft unterwegs. Die „Lärche“ und der Forellenbach mit den anschließenden Flutmulden hinter unserem Haus waren die besten Spielplätze, die man sich für Kinder wünschen konnte.

Aber auch ganz allein hatte ich keine Probleme, mich zu beschäftigen. Im Moment lag ich in einem Liegestuhl unter dem Apfelbaum (Cox-Orange) hinten im Garten und blinzelte mit zusammengekniffenen Augen durch die von der Sonne beschienenen Blätter. Dabei hing ich meinen Gedanken nach. Was hatte die Kindergartentante damit gemeint, als sie gesagt hatte „Der hat ja nichts auf den Rippen und ist wohl noch nicht stubenrein!“

Die hatte ´se ja wohl nicht alle! War ich ein Hund? Selbst Waldi, der Hund unserer Vermieter, wäre dann schon weiter als ich

gewesen. Und was meinte sie mit „... ist noch nicht reif für eine gediegene frühkindliche Erziehung“?

Ich richtete mich ruckartig im Liegestuhl auf und knurrte laut wie ein Hund.

„Na, hast du geträumt?“, hörte ich eine Stimme vom Kellereingang her. Tante Wilma stand dort und schaute zu mir herüber.

„Nein, nein“, rechtfertigte ich mich, „ich denke nur über den Kindergarten nach.“

„So, so, da solltest du besser hingehen“, meinte sie. „Da kannst du noch was lernen und starrst nicht dauernd auf meine leckeren Äpfel.“

Mit diesen Worten drehte sie sich um und war im Keller verschwunden. War auch besser so, ...!

„Wie bitte“, dachte ich, „jetzt spricht Tante Wilma schon genauso wie die Kindergartentante. Ich glaube, es geht los! Müssen denn alle Kinder immer nur das Gleiche machen, um schlau und groß zu werden?“

In was für eine Welt war ich da nur hineingeboren worden - vier Jahre nach dem

Ende des großen Weltkrieges?! Mein Vater hatte mir oft davon erzählt. Bei all dem Elend, was meine Eltern erlitten hatten, war es kein Wunder, dass das Aufziehen von Kindern mit einigen Schwierigkeiten verbunden war. Nahrung war immer genügend da, aber auch alles für die Gesundheit? So ein Cox-Orange-Apfel wäre jetzt nicht schlecht!

Gerade in dem Moment rief mich meine Mutter ins Haus zum Mittagessen. Es gab Suppe, in die ich das Hasenbrot eintauchte, das mein Vater gestern Abend von der Arbeit mit nach Hause gebracht hatte. Ich fand es toll, wie die fettige Suppe von dem trockenen Brot aufgesogen wurde. Dann steckte ich mir einen Brocken in den Mund und drückte ihn langsam mit dem Gaumen und der Zunge zusammen, so dass das Fett wieder herausquoll und mir den Rachen hinunterlief. Das waren Momente, in denen ich meine Eltern über alles liebhatte!

„Mein Junge, wir müssen reden!“
Meine Mutter schaute mir über ihren Tellerrand hinweg direkt in die Augen. Das konnte nichts Gutes bedeuten, so ernst war sie selten. Stress

war angesagt,
oder ...?

„Du musst in den Kindergarten!“

Ich verschluckte mich an dem zuletzt in den Mund geschobenen Brocken Brot und der heißen Suppe und musste husten. Meine Mutter langte über den Tisch und klopfte mir auf den Rücken.

Als ich wieder einigermaßen bei mir war, schrie ich:

„Ich will aber nicht! Ich - gehe - da - nicht - hin!!!“

Meine Mutter blieb ruhig und versuchte, mir die Situation zu erklären.

„Alle Kinder in deinem Alter gehen in den Kindergarten. Dort können sie mit anderen



Weidestraße 9

Kindern spielen und lernen eine Menge neue Dinge. Zur gleichen Zeit kann ich bei Sassenberg im Laden aushelfen und etwas Geld dazu verdienen. Dein Bruder und du habt euch doch schon lange einen neuen Roller und ein Dreirad gewünscht. All das könnten wir dann kaufen."

Je länger meine Mutter redete, desto mehr verrauchte mein Zorn. Die Aussicht auf die langersehnten neuen Fahrzeuge ließ meine Wut auf die Kindergartentante etwas weniger werden. Aber - nannte man das nun „gediegene frühkindliche Erziehung"? Ist das nicht eher Erpressung?!

Das Leben ist verrückt!



So kam es, dass ich dort saß, auf der oberen Mauer des Kindergartenspielplatzes und den anderen Kindern beim Spielen zuschaute.

Hier war wirklich Fantasie gefragt, dachte ich und sah, wie die meisten meiner Leidensgenossen im Sandkasten saßen und Sandburgen bauten. Ein paar kletterten auf den bunten Eisengerüsten

herum und versuchten, sich nicht an den Roststellen zu verletzen. Sollte es an irgendeiner Stelle auf dem Spielgelände einmal laut werden, so erschallte vom Eingang her eine noch lautere Stimme wie ein Peitschenknall, dazu ein herrischer Fingerzeig - und schon lief wieder alles im Rahmen.

Die obere Mauer war die Grenze des Kindergartens zum Kleinbahngelände hin. Dahinter verlief ein weiteres kleines Bachbett, wie auf der unteren Seite, nur schmaler. Von Zeit zu Zeit ratterte eine Straßenbahn mit ohrenbetäubendem Lärm so dicht hinter meinem Rücken her, dass mein ganzer Körper vibrierte. Es war zwar erschreckend, aber mir gefiel das furchterregende Geräusch. Ein wirkliches Gefühl für Angst und Zerstörung bekam ich bei einem Starkregenschauer zu spüren. Wir Kinder standen unter der Obhut der Tanten unter dem Regendach und warteten auf das Ende des Gusses. Wenn es besonders stark regnete, stieg der obere Bachlauf an und schwappte sogar über seine Einfassung auf die Bahngleise hinab. Auch der untere Forellenbach stimmte ein infernalisches Rauschen und Gurgeln an. Die

wilden Enten, die sonst dort immer ihrer Tagesbeschäftigung nachgingen, hatten sich längst in ihre Verstecke verzogen. In diesen Momenten stellte ich mir vor, dass die beiden Bäche über ihre Ufer traten und sich zu einem wilden Strom vereinigten, das Spielgelände überfluteten und, bestenfalls, das ganze Kindergartengelände samt Haus hinfort spülten und mit sich nahmen, bis alles in den schäumenden Fluten der Weser verschwunden war und nie wieder auftauchte.

Doch meine Wünsche erfüllten sich leider nicht immer, auch nicht in diesem Fall. Der Regenschauer zog vorüber, wir durften danach ausnahmsweise mal *inne Mötke* spielen, - es geschahen noch Zeichen und Wunder - und der Kindergarten stand noch.

Meine anhaltende Traurigkeit und die anhaltende Lethargie wurden zum Glück von den Kindergartentanten falsch interpretiert.

„Der Junge ist noch nicht reif!“, war ihre eindeutige Aussage, und ich durfte zu Hause bleiben. Vorerst, wie es hieß.

Zu Hause blühte ich auf und überraschte meine Eltern mit Fähigkeiten, die man einem *unterernährten und nicht stubenreinen* Jungen niemals zugetraut hätte. Meine Eltern waren davon überzeugt, und ich sowieso, dass der Kindergarten für mich nicht die richtige Erziehungsstätte war. Ich blieb also zu Hause, und meine Mutter konnte trotzdem halbtags arbeiten gehen, weil Tante Wilma ein Auge auf mich warf - und ich ein *guter* Junge war!

Bei Oma geparkt

Wenn man noch sehr jung war, beaufsichtigt werden muss und nicht in den Kindergarten gehen wollte, konnte es einem passieren, dass man zum



Brüder vor Omas Haustür

wiederholten Male bei Oma geparkt wurde. So erging es mir heute. Nicht, dass ich mich dagegen gesträubt hätte, nein. Bei meiner Oma war ich morgens, wenn die anderen Kinder im Kindergarten waren, das einzige Kind und wurde,

so gut es eben in der Nachkriegszeit ging,
umsorgt und sogar verhätschelt.

Auch heute nutzte ich die Gunst der Stunde. Ich saß draußen auf der Bank vor der Haustür und hörte, wie Oma die Stufen der Kellertreppe hinunterstieg. Auf jeder zweiten Stufe musste sie kurz rasten und schnaufte laut durch. Ich konnte mir bildhaft vorstellen, wie sie die Hände in die Seiten stemmte und angestrengt nach Luft schnappte.

„Dieses verdammte Asthma“, stöhnte sie.

Als von Oma nichts mehr zu hören war, sprang ich auf, schlich leise durch die offen stehende Haustür den Flur entlang und in die Küche hinein. Dort stieg ich auf einen Stuhl und schaute aus dem Fenster in den Garten hinunter. Und richtig, dort hinten stand sie gebückt zwischen den Büschen und machte sich an den *Stibberken* (Stachelbeeren) zu schaffen.

Also war die Luft rein und ich konnte mein Vorhaben in die Tat umsetzen. Ich wollte nämlich unbedingt meinen *Jieper* nach Süßem befriedigen. Und das ging so: eine große Tasse, einen Löffel,

fünf Teelöffel Zucker, genügend Kondensmilch und alles umrühren. Anschließend setzte ich mich nach draußen auf die Bank und ließ es mir schmecken. Bevor Oma wieder aus dem Garten ins Haus kam, stellte ich die leere Tasse in das Spülbecken und beschäftigte mich wieder draußen. Ich spielte Rundlauf. Nachdem ich auf die Holzbank zwischen den Stufen der beiden Hauseingänge gesprungen war, rannte ich die Stufen hinunter und sprang erneut auf die Holzbank. So ging es eine ganze Zeit weiter, bis ich erschöpft war und mich auf der Bank ausruhen musste.

Doch dann geschah es! Beim letzten Sprung auf die Bank war ich anscheinend unachtsam, stieß mit der linken Schuhspitze an die Kante der Bank, rutschte ab und schürfte mir das linke Schienbein auf. Mist, tat das weh! Ich musste wohl doch etwas zu laut geklagt haben, denn sofort stand Oma in der Haustür. Als sie mein aufgeschürftes Schienbein und das Blut sah, drehte sie um und kam kurz darauf mit Verbandszeug wieder.

„Nun mach man nicht so´ n Geschrei und geh man auf die Bank sitzen“, sagte sie, nahm einen Waschlappen, den sie mitgebracht hatte und wischte vorsichtig das meiste Blut ab. Anschließend nahm sie das größte Pflaster aus der Verbandtasche und klebte es auf die Wunde.

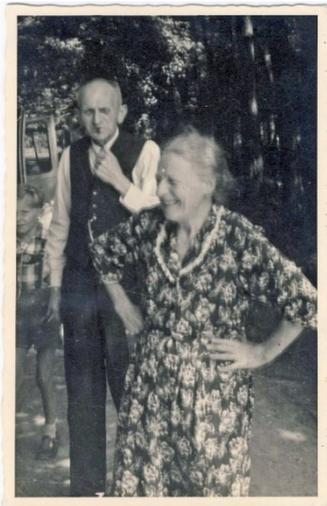
„Aua, Oma!“, stöhnte ich. „Das Pflaster ist zu hännig (klein), da guckt ja noch alles nebenher!“

„Nun nöhl mal nich so rum! Es ist besser, wenn noch etwas Luft drankommt!“

Mit diesen Worten drückte sie noch einmal kräftig ihre Handfläche auf das Pflaster. Ich musste mir einen lauten Schmerzensschrei verkneifen.

„Das kommt davon, wenn man zu viel Zucker in sich reinschlingt. Der Körper weiß nicht, wohin mit der überschüssigen Energie, und dann passiert so etwas! Ruh dich noch ein wenig aus und komm dann rein zum Mittagessen. Opa müsste auch gleich da sein. Er kommt heute etwas eher nach Hause.“

Ich sagte keinen Mucks mehr. Oma hatte anscheinend wegen der schmutzigen Tasse in der Spüle meine Zuckerschleckerei entdeckt und die richtigen Schlüsse daraus gezogen. Mama sagte ja auch immer: „Süßes macht die



Opa und Oma Hünefeld

Kinder *hibbelig* (nervös, zappelig)! Der Zucker, den unser Körper braucht, ist schon in der Nahrung enthalten!"

Als Opa den Nagelbrink hoch kam, blieb er kurz vor der Bank, auf der ich noch saß, stehen und meinte:

„Na, mein Junge, was kuckste so *vaniinig* (schlecht gelaunt)? Ist dir ´ne Laus über die Leber gelaufen?“

Als er jedoch mein Knie sah, tätschelte er tröstend meinen Kopf.

„Lass uns man erst was zur Stärkung essen! Ich glaube, es gibt *Schillegassen* (Graupensuppe), komm!“

Schillegassen waren überhaupt nicht mein Leibgericht, da wäre mir Erbsensuppe schon lieber gewesen. Davon hatte ich sechs Teller auf einmal leergemacht.

In der Küche setzte ich mich an den Küchentisch und wollte gerade anfangen zu essen, da rief Oma:

„*Disse Stuhl hört unser Opa!* Setzt dich auf den anderen Stuhl, dann können wir anfangen!“

Gesagt, getan! Ich setzte mich auf den Stuhl neben Opa und löffelte mit spitzen Zähnen die

Schillegassen in mich hinein.

„Nun sei man nich so´n Knötterpott
(unzufriedener Mensch)! Iss man schön auf, dann
bleibst du nich so´n Spinnewipp (Dünner)“, meinte
Opa. Er hatte wohl bemerkt, dass mir die Suppe
nicht schmeckte.

„Nachher gibt es noch Kompott (Nachtisch).“

Schweigend aßen wir unser Mittagessen. Opa
machte einen erschöpften Eindruck. Ich wusste,
dass er auf der Weserhütte arbeitete, wo
Bagger gebaut wurden; in Kriegszeiten waren es
Panzer gewesen.

Endlich waren alle Teller leer, und Opa sagte:

„So, Oma, tu mich den Kompott (... gib mir bitte
den Nachtisch)! Ich bin etwas in Brass (Eile)!“



Oma und Opa Hünefeld

Oma räumte die Teller ab und holte eine Überraschung auf den Tisch. Zum Nachttisch gab es nämlich Pudding mit *Bibberken* (Blaubeeren). Dadurch hatte ich mich etwas mit dem Essen versöhnt. Doch ich hatte die Rechnung ohne Opa gemacht. Anscheinend aß er *Bibberken* genauso gerne wie ich, oder noch viel lieber, denn er sagte:

„Du siehst so *ömmelig* (schlecht) aus und bist so *stickum* (still), du kannst bestimmt nicht mehr! Wenn du mir deine *Bibberken* gibst, gebe ich dir dafür ´nen *Groschen* (zehn Pfennige)!“

Er hatte seine Hand schon an meinem Schüsselchen mit den Blaubeeren und zog es zu sich heran. Mit der anderen Hand kramte er in seiner Hosentasche, fand schließlich, was er suchte und schnippte mir einen *Groschen* über den Tisch. Was sollte ich machen? Ein *Groschen* war schließlich viel Geld für ein *Zissemänken* (kleiner Wicht) wie mich. Mir blieb nichts anderes übrig, als zuzuschauen, wie Opa meinen leckeren Pudding mit *Bibberken* verspeiste.

Als Opa mit dem Essen fertig war und sich wieder verabschiedet hatte, er wollte sich die Kunst des Zigarrenmachens anschauen, war ich vollends *klöderig zugange* (nicht gut)!

„Oma“, stöhnte ich, „mir ist nicht gut. Ich glaube, ich muss mal!“

„Dann aber schnell!“, rief Oma. „Heb deinen Pöter (Po) und nichts wie ab innen Keller.“

Ach ja, die Toilette, besser der Donnerbalken, befand sich ja ganz hinten im Keller beim Ausgang. Widerwillig öffnete ich die Tür zur Kellertreppe und schielte hinunter in die Dunkelheit.

„Mach dir Licht an!“, rief Oma mir hinterher. „Der Schalter ist gleich um die Ecke!“

Welche Ecke? Links, rechts, oben, unten? Für einen kleinen Jungen, der diesen Weg nicht jeden Tag einschlug, konnte das überall sein! Nach einigem Tasten in die Dunkelheit hinein, hatte ich den Schalter endlich gefunden. Nur, das

Lämpchen, das dann aufflammte, ließ nicht viele Konturen erahnen.

Jetzt wurde es Zeit, „der Mutterboden“ drückte.

Ich stieg Stufe um Stufe die Holzterrasse hinunter, immer in der Erwartung, durch die Stufen hindurch von einer knöchernen Hand gepackt zu werden. Unter einer *dusteren* Kellertreppe konnten nur Dämonen wohnen!

Endlich unten angekommen, rannte ich auf einen quadratischen Lichtfleck zu, das Fenster in der Außentür. Daneben war die Toilettentür, die ich im letzten Moment aufriss.

Deckel auf - Hosen runter - Hemd unter die Achseln geklemmt und sich der Erleichterung hingeben, das war eins.



Plumpsklosett im Keller

Ich konnte mir ein leises Stöhnen nicht verkneifen. Doch als ich an mir hinuntersah, war es kein leises Stöhnen mehr, vielmehr ein Aufschrei des Schreckens. Ich hatte ganz vergessen, dass ich mich nicht auf einer modernen Toilette mit Wasserspülung, sondern auf einem Plumpsklosett befand. Ich saß also auf einem viel zu großen Loch, das in Holzbretter geschnitten war und über einem noch größeren Loch schwebte, dessen Tiefe für mich nicht einsehbar war. Nach erledigtem Geschäft rutschte ich schleunigst nach vorne vom Loch runter und drehte mich um. Was ich dort im Schummerlicht sah, ließ mir die Haare zu Berge stehen. Unter den Brettern erahnte ich einen großen, ummauerten Raum, aus dem es erbärmlich stank. Selbst die Wände waren mit Kot beschmiert, und weiße, madenartige Tierchen krabbelten langsam an ihnen empor. Nur schnell weg, dachte ich! Halt, ich musste mir ja noch den Po abputzen. Doch womit? Dann entdeckte ich an einem Nagel hängend einen gebogenen Draht, auf den Schnipsel von Zeitungspapier aufgezogen waren. Besser als nichts! Drei, vier Schnipsel dienten

mir der Säuberung meines Gesäßes. Ich entsorgte sie ebenfalls in dem stinkenden Loch und knallte den Deckel darauf.

Hemd runter - Hosen hoch - Tür auf und nichts wie weg. Den Weg die Kellertreppe hoch zog ich gar nicht erst in Betracht, da *hatte ich keine Lusten* (keine Lust) zu, sondern verließ den Keller gleich durch die nahe Kellertür und nahm den Weg außen rum.

Als ich zur Haustür kam, hatte ich das erste Mal an diesem Tag Glück. Mama stand dort und unterhielt sich mit Oma.

„Da bist ja“, sagte Oma, „aber wieso kommst du den Garten hoch?“

„Ach“, seufzte ich erleichtert, „ich hatte was gehört und wusste gleich, dass Mama mich abholt.“

Ich hoffte, dass die kleine Flunkerei nicht so schlimm war.

„Tschüss, Oma, bis zum nächsten Mal!“, rief ich noch und war schon ein Stück die Straße lang.

Mama schüttelte den Kopf.
„Na, der hat es aber eilig.“
Oma meinte:

„Er ist eben gern zu Hause!“



An der Weser 1951

Milch und Brot

Von Zeit zu Zeit verlangt der Körper nach Nahrung, das macht sich durch ein Hungergefühl bemerkbar. Dann ist es bald notwendig, etwas zu essen und zu trinken. Durch die Nahrung bekommt der Körper wieder Energie - und kann erneut Nahrung besorgen. In meinem speziellen Fall handelte es sich um Milch und Brot. Die Beschaffung dieser Nahrungsmittel gehörte oft



Auto von Milchmann Schröder

zu meinen Aufgaben.

Der Weg zum Milchmann war weit, vor allen Dingen, für einen kleinen Kerl wie mich. Hätte ich zu Hause aufgepasst und auf die Glocke des Milchwagens geachtet, was auch meine Aufgabe war, dann bräuchte ich jetzt nicht mit der

Milchkanne in der Hand und dem Milchgeld in Papier eingewickelt den weiten Weg Geschäft des Milchmannes zurücklegen.

Aus der Weidestraße kommend, konnte ich das Geschäft fast sehen. Es lag am unteren Ende der Valdorfer Straße, nicht ganz in der Stadt. Das war auch der Grund, warum meine Eltern mich ohne Bedenken ganz allein losschickten.

Bis zum Ende unserer Straße ein Klacks. Auf der Valdorfer war ich in weniger als fünf Minuten beim Tischler Jürdens dem Malergeschäft Siekmann vorbei. Spätestens hier taten mir die Finger weh, so fest umklammerte ich den Bügel der leeren Milchkanne und hielt das Geld in der geschlossenen Hand.



Milchkanne

war es
Straße
und



Wo die Mittelstraße abzweigte, wurde ich unweigerlich von der anderen Straßenseite angezogen. Hier gab es, tief unten in einem

Innenhof liegend, einen kleinen Schweineauslauf, in dem es immer etwas zu sehen gab. Auch dieses Mal, als ich vorsichtig die Straße überquert hatte, schaute mich von unten herauf eine riesige Muttersau mit ihren intelligent dreinschauenden Äuglein an. Ich war geneigt, mich ihr zu öffnen und Konversation mit ihr zu betreiben, besann mich aber glücklicherweise meiner Aufgabe, einen Liter Milch vom Milchmann zu besorgen. Gerade in dem Moment sah ich aus den Augenwinkeln, wie sich am rechten Mauerrand des Auslaufes etwas bewegte. Neugierig geworden ging ich wieder näher heran und sah doch tatsächlich, wie eine Rattenfamilie dem nahen Schweinestall zustrebte. Vorneweg trippelte die Rattenmutter, gefolgt von fünf winzigen Rattenkindern, die sich mit ihren Schnäuzchen am Schwanz des jeweiligen Vordermannes festhielten, um nicht verloren zu gehen. Diese Prozession hielt mich eine geraume Weile in ihrem Bann gefesselt. Ich musste mich geradezu davon losreißen, um meine Aufgabe nicht zu vergessen. Ich glaube, ich hatte noch gerufen:
„Macht´s gut, ihr Kleinen!“

Vorsichtig überquerte ich erneut die Valdorfer Straße und legte den Weg zum Milchmann, vorbei an der Einmündung der Königsstraße, dem Zigarrengeschäft Stemmer und dem Gärtner von Beeren, in kurzer Zeit zurück. Beim Frisörgeschäft musste ich erneut die Straßenseite wechseln. Dann ging es beim Schuhmachergeschäft Fette direkt die Stufen hinunter in das Milchgeschäft

Natürlich wurde ich freundlich empfangen und begrüßt. Die Verkäuferin kannte mich schon. Ich war schon öfter hier.

„Hallo, wie immer?“, lachte sie mich fragend an. Als ich nickte, fuhr sie fort: „Na, dann gib mir mal deine Kanne rüber!“

Sie ging mit der Kanne zu einem riesigen Milchbehälter und füllte sie mit ein, zwei Hebelbewegungen mit einem Liter Milch. Ich gab ihr das eingewickelte Geld, bedankte mich und verließ das Geschäft.

„Pass aber auf“, rief sie mir noch hinterher,
„dass du nichts verschüttetest!“

„Jedes Mal die gleiche Leier! Ich doch nicht!“,
dachte ich und machte mich auf den Rückweg.



Dieses Mal musste ich die Valdorfer Straße nur einmal beim Frisör überqueren. Den Besuch beim Schweineauslauf ersparte ich mir. Oder - vielleicht war die Mäusefamilie noch unterwegs? Nein, nein, ich setzte meinen Weg die Straße hinauf nach Hause fort. Als ich die Einmündung zu unserer Straße erreicht hatte, ging es nicht mehr bergauf, sondern sogar etwas bergab. Ich sah mich schon fast zu Hause, ging etwas schneller, wurde dabei etwas übermütig und begann, die volle Milchkanne im Takt meiner Schritte zu schwenken. Ob ich aus dem Takt gekommen war, oder was sonst, ich wusste es nicht mehr. Jedenfalls ließ ich die Kanne einmal um einhundertsechzig Grad vertikal kreisen, um sie dann etwas zu ruckartig anzuhalten. Natürlich ging das nicht ohne Probleme vonstatten. Der

Deckel hob sich etwas und entließ einen gehörigen Schwall der kostbaren Milch auf die Straße. Ich konnte meine Füße gerade noch in Sicherheit bringen, sonst hätte ich meine Sandalen auch noch versaut. Milch ist nun mal fetthaltig, die schmiert! Schwer atmend verweilte ich kurze Zeit, bis die in der Kanne schwappende Milch und ich mich etwas beruhigt hatten und ging dann die letzten Schritte wie auf Eiern nach Hause. Nur nicht noch mehr Milch verschütten!

Natürlich bemerkte meine Mutter die fehlende Menge Milch und sah mich fragend an.

„Komisch“, sagte sie, „du hast ja gar keinen Milchbart. Hat dir die Verkäuferin zu wenig Milch abgefüllt oder ist ein Liter heutzutage kein Liter mehr?“

„Nein, nein, Mama, ich habe nicht genascht!“, versuchte ich zu erklären. „Aber ich musste doch die Stufen hoch ... und da waren noch die kleinen Mäuse. Die waren so süß! ... das Schwein war riesig .. und beim Frisör war nicht viel los ...!“

„Ja, ja, du und deine Ausreden“, sagte sie. „Aber es ist ja noch genügend da, dass wir einen Kuchen backen können und auch noch Haferflocken mit Milch und Kakao essen können!“

„Au ja!“, jubelte ich und fiel Mama um den Hals.

Sie musste mich aber doch noch ermahnen:
„Pass aber das nächste Mal auf, dass du den Milchwagen vor der Tür erwischst! Ich glaube, das ist für dich etwas einfacher!“



Der Mensch lebt nicht nur von Milch allein.
Nein, das heißt anders: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!
Richtig, das ist der Spruch, den ich gesucht habe. Brot, Brot zu kaufen gehörte nämlich ebenfalls zu einer der Aufgaben, die ich auferlegt bekommen hatte. Ich musste alle paar Tage zum Laden gehen und Brot kaufen. Das gehörte definitiv zu meinen Lieblingsaufgaben, denn der Weg war nicht so weit wie zum Milchmann, und Brot konnte nicht überschwappen - oder doch?

Na ja, im wahrsten Sinne des Wortes nicht überschwappen. Aber ein ganzes Brot heil nach Hause zu bringen, gehörte anscheinend auch nicht zu meinen alltäglichen Kunststücken - oder wie soll ich sagen?

Nun denn! Mama drückte mir eines Tages das abgezählte Geld für einen Leib Graubrot in die Hand, um Brot kaufen zu gehen, lecker. Ich begab mich auf den kurzen Weg zum Laden. Meistens kauften wir unser Brot nicht beim Bäcker gegenüber, sondern in dem Geschäft, in dem meine Mama ab und zu einmal aushalf. Der Kauf war schnell getan, das Brot in Papier eingewickelt, und ich begab mich wieder auf den kurzen Heimweg. Aber wie das Schicksal es jedes Mal wollte, bekam ich schon am Anfang der Weidestraße ein starkes Hungergefühl. Und wenn nicht zufällig aus dem Einwickelpapier ein großes Stück des knusprigen, stark duftenden Brotes herausschaute, dann wäre ich gar nicht erst in Versuchung geraten. So jedenfalls machten sich der Daumen und der Zeigefinger meiner Hand selbstständig, bohrten sich für mich kaum merklich in die Kruste des Brotes und brachen ein mundgerechtes Stück davon ab. Als der

Brocken sich wie von selbst in meinen Mund verirrte, bildete sich dort ein unaufhaltsamer Speichelfluss, und mein Kaureflex setzte sich in Gang. Danach war kein Halten mehr! Brocken für Brocken fanden wie von selbst ihren Weg in meinen Mund und weiter in meinen nun nicht mehr knurrenden Magen.

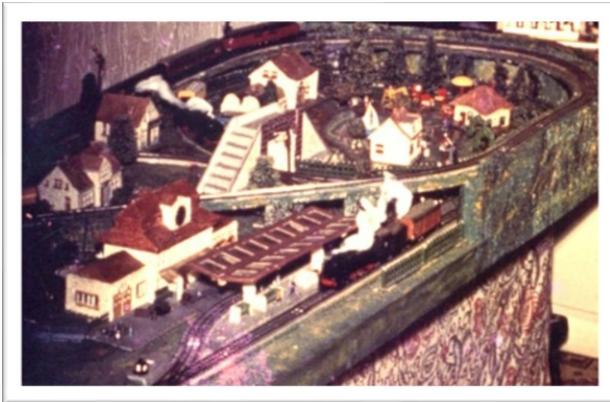
Erst, als ich vor unserer Haustüre stand, bemerkte ich, dass ich kein Hungergefühl mehr verspürte und auch die anderen Reflexe nachgelassen hatten. Allerdings hatte auch das Volumen des Brotes um ein beträchtliches Maß abgenommen.

Mamas einziger Kommentar war:
„Na, für heute bist du dann ja wohl satt!“



Hausschlachtung

Die Hausschlachtung war in der Zeit nach dem großen Krieg ein notwendiges Übel (aus meiner kindlichen Sicht und wenn man es sich leisten konnte), Nahrung zu erwerben. Sie war ein probates Mittel, seine Familie zu ernähren, wenn man denn in diesen schweren Nachkriegszeiten ein Schwein hatte beschaffen können. Onkel Alfred kam gebürtig von einem Bauernhof in Hohenrode, einem kleinen Dorf bei Rinteln an der Weser, deshalb schien die Beschaffung für ihn möglich gewesen zu sein.



Modelleisenbahn Märklin 1954

Dass die komplette Verwandlung von einem lebenden Tier zur verzehrfertigen Pingelwurst in



Modelleisenbahn Märklin 1954

unserem Keller passieren würde, hatte ich mir in meiner noch kindlichen, naiven Fantasie nicht vorstellen können und wollen. Jedoch hat man als kleiner Junge in meinem zarten Alter noch keinen Einfluss auf derartige Entwicklungen!
Ich spielte wie so oft, wenn ich alleine war, mein Bruder war im Kindergarten, in unserem Kinderzimmer mit der elektrischen Eisenbahn.



Gärtnerei



Wohnhaus der Familie

Unser Papa hatte auf einem großen Brett von einem mal zwei Metern eine wunderbare Landschaft erschaffen, in der unsere Märklin - Modelleisenbahn ihre Bahnen zog. Ihre ich nicht sagen, das wäre nicht richtig gewesen. Neben einem großen Oval gab es eine Acht und eine Hochstrecke. Diese drei Strecken waren mit einer Kreuzung und mehreren Weichen verbunden. Daneben bestand die Landschaft aus einem Berg mit einem Tunnel hindurch. Man entdeckte bei näherem Hinschauen eine Gärtnerei, einen Bahnhof und natürlich das Haus, in dem wir wohnten.

Es machte mir immer wieder Spaß, die Weichen und Signale zu bedienen, die Waggon umzuspannen und zu beladen und dann mit der Rangierlok den Berg hinauf zu schnaufen. Oftmals drehten die großen Eisenräder auf den Schienen durch und ich musste mit der großen Tenderlok von hinten schieben. Auch bei den vielen Strecken, die ich mit der Diesellok und den Passagieranhängern fuhr, wurde ich nie müde. Da musste schon einiges passieren, bevor ich den Zug in den Bahnhof einfahren ließ und den Trafo auf Stopp stellte. Und etwas Ähnliches geschah genau in diesem



Bahnhof

Moment, ich verspürte einen derartigen Harndrang, der einen Toilettengang unaufschiebbar machte. Ich schaltete die Anlage also aus und ging die Treppe hinunter, da die

Toilette sich im Keller unseres Hauses befand, im Gegensatz zu dem Plumpsklo bei meiner Großmutter hatte diese eine moderne Wasserspülung. Als ich gerade die Kellertür aufdrücken wollte, da fiel mir ein, dass heute der Tag der Hausschlachtung war. Ich sollte also besser nicht den Weg die Kellertreppe hinunter und an dem wie immer auf einer Leiter aufgehängten toten Schwein vorbei nehmen. Es war bestimmt auch schon aufgeschnitten, und diesen Anblick wollte ich mir dieses Mal ersparen. Ich drehte also um, verließ den Flur durch die Haustür und lief die Rampe neben dem Haus hinunter in den Hof.

Endlich, da war die Kellertür. Jetzt musste ich schon etwas nötiger. Ich drückte erleichtert auf den Türgriff, - aber die Tür war abgeschlossen. Was sollte das denn? Ich sprang hoch und erhaschte einen Blick durch das kleine viereckige Fenster in den Kellergang hinein. Doch außer ein schemenhaftes Etwas war nichts zu erkennen. Auch durch das Waschküchenfenster daneben sah ich nur wabernde, dunstige Schwaden.

„Die machen bestimmt Pause“, dachte ich.
„Gerade jetzt, wo ich so nötig muss!“

Es ging nicht anders! Ich lief so schnell ich konnte in den hinteren Teil des Gartens. Hinter den Kaninchenställen knöpfte ich meine Lederhose auf, ließ meine Unterhose runter und



pinkelte an die Böschung. Das war eine Erleichterung! Der Strahl wollte gar nicht mehr aufhören.

Bei der Hausschlachtung vor einem Jahr war es für mich nicht ohne Schrecken abgelaufen. Ich hatte mich, ohne näher darüber nachzudenken, die dunkle Kellertreppe hinunter geschlichen und auf den Weg zur Toilette begeben. Dabei stand ich plötzlich ohne Vorwarnung vor einem riesigen, auf eine Holzleiter ausgestreckten Klumpen Fleisch. Aufgeschnitten und mit abgetrenntem Kopf und Füßen erinnerte es nur wenig an ein Schwein, das vor einigen Stunden noch quicklebendig war. Ich stand wie in Schockstarre da und atmete hektisch den warmen, fettigen

Schwaden ein, der von der Waschküche zu mir herüberwaberte. Ich fing an zu zittern und wollte laut nach Mama schreien, da erinnerte mich mein Körper an mein allzu menschliches Bedürfnis. Die Toilette war in Reichweite. Ich riss mich von dem schrecklichen Anblick los und stürmte in den Toilettenraum. Ich konnte mich im Nachhinein nicht mehr daran erinnern, wie ich auf die Toilettentasse gekommen war. Jedenfalls brachte mich ein anderer Geruch als Brühschwaden wieder in die Wirklichkeit zurück. Hoffentlich behielt ich von diesem traumatisierenden Erlebnis keine psychischen Schäden zurück!

Ich zog meine Hosen wieder an und schlenderte erneut in Richtung Kellertür. Jetzt sollte die Pause wohl vorbei sein. Und richtig, emsiges Werkeln und Rufen machte mich schon von Weitem darauf aufmerksam, dass Tante Wilma und Onkel Alfred mit dem Schlachter zusammen bei der Arbeit waren.

Ich betrat durch die jetzt offen stehende Tür den Kellergang und wäre beinahe in einer fettigen Wasserlache ausgerutscht.

„Kannst du nicht aufpassen?“, hörte ich Onkel Alfred aus dem Dunst heraus fragen. „Siehst du denn nicht, was hier los ist?“

„Ja, doch, aber ich muss zur Toilette“, stöhnte ich.

„Muss das unbedingt jetzt sein?“, fragte er unwirsch.

„Wenn nicht jetzt, wann dann?“, wollte ich erst fragen, stöhnte aber nur noch lauter:

„Ja, unbedingt, es geht nicht mehr anders!“

Was Onkel Alfred dann grummelte, verstand ich nicht mehr, denn ich war schon in der Toilette verschwunden.

Als ich mein Geschäft erledigt und mich wieder angezogen hatte, öffnete ich die Toilettentür einen winzigen Spalt breit und lugte in den Kellergang. Als die Luft rein war, schob ich mich vorsichtig hinaus und wollte mich durch die Kellertür verdrücken.

"Halt!", rief Onkel Alfred hinter mir her. "Wenn du schon mal hier bist, kannst du mir auch gleich beim Rühren helfen!"

„Okay“, dachte ich, „Rühren ist ja nicht so schlimm, das schaffst du schon.“

Als Onkel Alfred mir in der Waschküche eine riesige Holzkelle in die Hand drückte, da wurde mir ganz anders zu Mute. Vor mir auf einem Schemel stand ein großer Bottich, in dem sich eine rote, zähe Flüssigkeit befand. Als ich hineinschaute, wollte ich die Holzkelle sofort wegschmeißen und davonrennen.

„Nun mal langsam mit den jungen Pferden!“, rief Onkel Alfred und hielt mich am Arm fest.
„Das ist Blutwurst! Die esst ihr doch auch alle so gerne mit Senf. Du musst jetzt rühren, rühren und rühren, damit sich nichts am Boden absetzt, dann schmeckt sie nicht mehr!“

„Ja, aber...“, wollte ich protestieren.

„Nichts da!“ Onkel Alfred ließ nicht locker und erklärte: „Ich bin gleich wieder da, dann wirst du erlöst.“

Was blieb mir anderes übrig? Ich rührte, rührte und rührte, bis mir die Arme lahm zu werden drohten.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kam Onkel Alfred zurück und meinte:

„Geh jetzt hoch zu Tante Wilma, da gibt es Brühe.“

Brühe? Das zog! Ich mochte Brühe für mein Leben gern, da konnte ich schon mal auf ein Dankeschön verzichten.

Kurz darauf trafen wir uns bei Tante Wilma in der Küche und löffelten dampfende Brühe. Mein Bruder, Lothar und Gerd waren auch aus dem Kindergarten zurück und saßen mit mir am Tisch. Ich tauchte einen Klumpen Graubrot in den Teller mit der heißen Suppe, zuzelte darauf herum, so dass mir die Flüssigkeit am Kinn hinabließ.

Plötzlich ging die Küchentür auf und Onkel Alfred stand auf der Schwelle.

"So, geschafft!"

Er strahlte übers ganze Gesicht. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Tante Wilma lief sofort auf ihn zu und tupfte ihm das Gesicht ab.

"Hast du an die Kinder gedacht?", fragte sie geheimnisvoll und zeigte hinter seinen Rücken.

Im selben Moment zog Onkel Alfred einen Stock hinter seinem Rücken hervor, an dem für jedes Kind eine Pingelwurst hing. Pingelwurst, das war nach jeder Hausschlachtung für die Kinder des Hauses ein Zauberwort. Für jedes Kind hing eine runde, im Durchschnitt vielleicht fünfzehn Zentimeter große Leberwurst an dem Holzstab und wartete nur darauf, von uns geplündert zu werden.

Hausschlachtung war also doch nicht so übel!



Pingelwurst

Anmerkung des Autors:

Die nachfolgenden Abenteuer sind in der Er-Form und nicht mehr in der Ich-Form geschrieben. Diese Erzählform soll etwas mehr Abstand zum Protagonisten (Hauptdarsteller) erzeugen, da dieser mittlerweile älter geworden ist. Etwas mehr Abstand bewirkt einen kritischeren Blick des Lesers!

Schissi

Hier müsste er ihn erwischen. Er hatte ihn vorhin an den Bahngleisen langlaufen sehen, oberhalb der Flutmulde. Wenn er nach Hause wollte, dann würde er gleich die Lärchenstraße heraufkommen - und dann hatte er ihn, diesen kleinen Wicht.

Schlau war Peter ja. Das musste Jürgen ihm lassen. Schlau wie ein Fuchs und schnell wie ein Windhund! Dazu konnte er auch so verbissen kämpfen, wie ein Teckel, den man auf ein Kaninchen angesetzt hatte.

Jürgen liebte diese Vergleiche aus der Jagdsprache. Sein Vater und sein Onkel waren beide Jäger, und Jürgen wollte später einmal selbst das Jagdhandwerk erlernen.

Aber dieser kleine Wicht machte ihm das Leben schwer. Jedes Mal, wenn sie ihre Kräfte maßen, und das geschah ziemlich oft und nicht immer auf freundschaftliche Art und Weise, dann nannte Peter ihn „Schissi“, und das, obwohl Jürgen doch etwas älter und größer war. Das hasste Jürgen wie die Pest. Aber gleich würde Peter dafür bluten müssen, Jürgen würde ihn sich so richtig

vornehmen! Dieses Mal würde er ihm nicht entkommen!

Er spähte noch einmal die Lärchenstraße hinunter, konnte aber nichts entdecken, Peter war nirgends zu sehen.

Peter lag, auf halber Höhe der Lärchenstraße an die Hecke zu ihrem Grundstück gelehnt, in Deckung und sah, wie Jürgen sich zurückzog und auf die Böschung von Tante Wilmas Garten gegenüber setzte und anscheinend auf ihn wartete. Von dort aus konnte er die Weidestraße in beide Richtungen einsehen und hin und wieder einen Blick in die Lärchenstraße werfen. Der Platz war gut gewählt, aber auch daran hatte Peter gedacht. Er würde es genauso machen. Aber viel länger wollte Jürgen nicht hier herumsitzen, er hatte schließlich Besseres zu tun. Er wollte noch in den Jagdbüchern seines Vaters blättern.

„Hallo, Jürgen“, Peters Mutter rief Jürgen aus ihrem Schlafzimmerfenster zu, „hast du Peter gesehen? Er müsste eigentlich bald nach Hause kommen!“

„Nein, tut mir leid!“, gab Jürgen zurück.
„Das ist schon lange her, dass ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Aber ich gebe ihm Bescheid, wenn er kommt!“



Peter löste sich von der Hecke und bewegte sich wie ein Indianer auf Kriegspfad die Lärchenstraße weiter hinunter und schaute nun den steilen Hang zu ihrem Garten hinauf. Hinter ihm gurgelte das Wasser des Forellenbaches in seinem Bett und übertönte zum Glück die Geräusche, die Peter unweigerlich verursachen würde. Er nahm etwas Anlauf und lief den Hang hinauf. Bis zur Hälfte kam er, dann musste er auf Händen und Füßen krabbeln, um auf dem nassen Boden einigermaßen vorwärts zu kommen. Dazu versperrten noch abgebrochene Äste und loses Blattwerk seinen steilen Weg nach oben. Aber es sollte klappen! Peter war zum Glück nicht schwer, dafür aber flink wie ein Wiesel. Am oberen Ende des Hanges angekommen, musste er noch schwierigere Hindernisse überwinden. Glitschige

Baumwurzeln, die aus dem Boden ragten, streckten sich ihm entgegen. Dazu kam noch der eingefallene, ziemlich wackelige Maschendrahtzaun, den Onkel Alfred mal reparieren müsste!

Jetzt klemmte Peter den Hacken seines Turnschuhs hinter eine Wurzel und krallte sich mit einer Hand im Draht fest. So hing er unter ziemlichem Schmerzen und tief schnaufend in der Luft, bis auch seine andere Hand endlich einen Halt fand. Mit letzter Kraft zog Peter sich am Maschendraht hoch, bis er schließlich die obere Kante erreichte. Dort angekommen, beugte er sich weit hinüber, bis ihn letztendlich die Schwerkraft in den Garten plumpsen ließ.

Hoffentlich hatte er nicht zu viel Lärm verursacht! Peter blieb noch einen Moment am Boden liegen und schaute sich nach allen Seiten suchend um. Jürgen war nirgends zu sehen. Von hier war die Weidestraße ein gutes Stück entfernt, und das Haus lag auch noch zwischen ihm und dem Feind.

Peter rappelte sich auf und lief schnell durch den Garten bis zur Hausecke. Dort lugte er die Rampe hinauf zur Straße und sah Jürgen auf der

gegenüberliegenden Seite lauern.

„Ätschi-bätschi!“, dachte Peter. „Soll ich von hier aus laut *Schissi* rufen?“

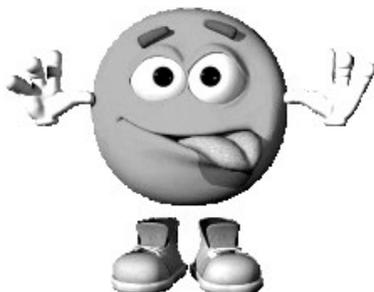
Aber er überlegte es sich anders.

Er schlich zur Kellertür, die um diese Tageszeit zum Glück noch nicht abgeschlossen war, ging durch den Kellergang und bewegte sich flink die zwei Treppen in ihre Wohnung hinauf. Dort angekommen begab er sich in die Küche und öffnete leise das Küchenfenster. Von hier aus konnte er die ganze Weidestraße überblicken und somit Jürgen nicht übersehen, der immer noch dort unten lauerte.

Peter lehnte sich weit hinaus und rief: „Hallo, Schissi! Wartest du etwa auf den nächsten Bus? Durch die Weidestraße fährt aber kein Bus, da musst du schon bis zur Herforder Straße laufen. Viel Spaß dabei, Schissi!“

Nach diesen Worten zog er das Fenster zu und versteckte sich hinter der Gardine. Jürgen sprang auf, sah zum Fenster hoch, hinter dem sich noch die Gardine bewegte und schüttelte die Fäuste. Er war wütend! Hatte es der Wicht doch tatsächlich wieder geschafft, ihn zu überlisten!

Er konnte nicht sehen und hören, dass Peter ihm die Zunge rausstreckte und sagte:
„Ätschi-bätschi, Schissi!“



Der Bach

Dort hinten, wo das Wasser dem Bach eine Beule verpasst hat, ist das Bett flach und seicht, und das Wasser fließt recht zurückhaltend vor sich hin. Wer es an dieser Stelle nicht eilig hat, beginnt zu verweilen. Er (oder sie) zieht seine (oder ...) Schuhe und Socken aus und genießt die kühlende Frische. Nachdem man das passende Plätzchen gefunden hat, gräbt man die Zehen in den Sand des nassen Untergrundes und lässt es sich gutgehen. Eilig darf es hier keiner haben; auch nicht das Wasser des Baches, nicht die Wolken am Himmel und schon längst nicht die Sonnenstrahlen, die sich zu einem gesellen, das Wasser blinken und die Haut schwitzen lassen.

Sobald das Wasser die seichte Stelle verlässt, wird man durch das Meckern einiger Ziegen daran erinnert, dass der Bach ab hier Fahrt aufnimmt, sich an scharfen Felsen vorbei in ein engeres Bett zwingt. Etwas weiter in Fließrichtung, jetzt schon ziemlich schnell und gurgelnd, versperrt ein Hindernis das freie

Fließen des Baches; ein Baumstamm liegt quer, von einem Ufer zum anderen. Vielleicht wird er als Querungshilfe genutzt! Das Wasser findet seinen Weg, zwingt sich unten durch und speit sich selbst auf der anderen Seite wieder hervor. Treibgut an der Oberfläche prallt unweigerlich zurück, nimmt, wenn es gutgeht, keinen Schaden, wird unter den Stamm gedrückt und schießt auf der anderen Seite, ebenfalls wie das Wasser selbst, hervor und setzt seinen Weg fort.

Etwas weiter unten nimmt die Fließgeschwindigkeit noch zu, da das Bachbett noch enger wird. Hier wird es durch das Mauerwerk der Bahnunterführung gezwängt. Das Wasser schießt dahin, einiges an Treibgut mit sich führend, welches es von den Ufern aufgesammelt hat, um kurz darauf seinen Weg in den sich danach anschließenden Wiesen und Feldern zu finden.

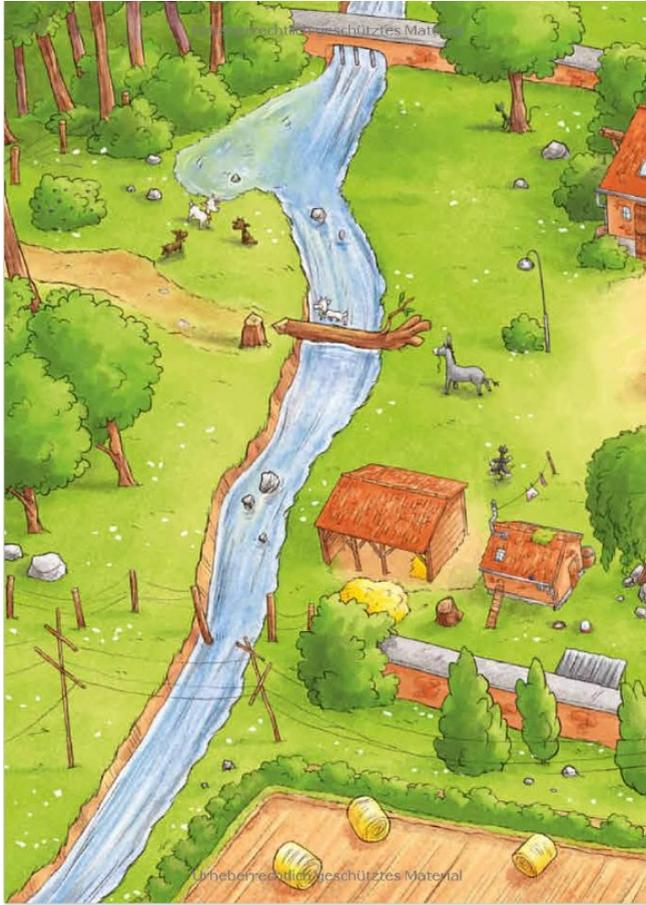


Bild: Bernhard Hoecker, Das Katzenhuhn

Unten am Bach

Unten am Bach spielte sich vieles in Peters Leben ab. Unten, weil das Haus, in dem sie wohnten, erhöht oberhalb des Südufers lag. Man musste vom Bach aus eine ziemlich steile Straße erklimmen, um in ihre Straße, die Weidestraße, zu gelangen. Für die Kinder war der Weg die Straße hinauf oft zu weit, sie nahmen die Abkürzung. Diese führte einen extrem steilen Hang hinauf, auf dem sie immer wieder nach unten abrutschten. Wenn sie dann die zehn bis fünfzehn Meter den Hang nach oben geschafft hatten, erreichten sie einen Maschendrahtzaun, den es noch zu überwinden galt. Das ging oftmals nicht ohne Schrammen und Kratzer ab. Danach jedoch hatten sie das untere Ende ihres Gartens erreicht und somit auch ihr Haus.

Der Bach lag also ziemlich tief in einer Senke und floss hinter ihrem Haus her. Er kam aus der Lärche, einem kleinen, hügeligen Waldgebiet und floss weiter an den Flutmulden vorbei und ergoss sich, nachdem er das

Stadtgebiet durchquert hatte, in den Fluss Weser. Normalerweise war er nichts weiter als ein etwas größeres Rinnsal und verdiente kaum den Namen Forellenbach. Die Kinder nannten ihn nur den *Bach* oder die *Bieke*. Nach starken Regenfällen und der Schneeschmelze im Winter quoll er jedoch zu einem reißenden kleinen Fluss an, der dann sein eigenes Ufer zu verschlingen wusste. So geschehen im Frühjahr 1964 (ein sehr gutes Jahr für Weintrauben übrigens!), als die Schneeschmelze ungewöhnlich heftig ausfiel. Zudem ließen tägliche Regenschauer die bisher höchste Hochwasserlinie überschreiten und beide Flutmulden überschwemmen. Der am Bach entlangführende Weg war anschließend verschwunden, die Stützmauer eines anliegenden Gartens ebenfalls.

Die Bieke und die Lärche, mit dem steil ansteigenden Berg, auf dem das Falkenheim stand, und den der Bach umfloss, waren der Schauplatz für ihre alltäglichen, kleinen Abenteuer. Eine bessere Kulisse kann sich keine kindliche Fantasie je ausdenken. Ihr

Abenteuerland hätte ebenfalls Kulisse für viele Hollywoodfilme werden können.

Schlittenfahren, Skifahren, Roller- und Fahrradrennen, Rollschuhlaufen, Eishockey, Angeln, Klettern, Straßenschlachten, Cowboy- und Indianerspiele, Fangen, Räuber und Gendarm-Spiele, Knickern, Fußballspielen, Völkerball und Verstecken sind nur einige Stichworte, welche die Vielfältigkeit ihres außergewöhnlichen, alltäglichen Lern- und Spielortes ausmachen.



Schiffe schwimmen lassen

Eine Stelle war am besten geeignet für sein Vorhaben. Die *Bieke* folgte hier, gleich unterhalb des Gittermastes hinter dem Lokschuppen, einer kleinen Biegung und bildete so einen ordentlichen Prallhang mit einer seichten Stelle gegenüber. Das flache Ufer bildete zusammen mit ein paar Steinen einen natürlichen Hafen, genau passend für die kleinen Schiffe, die Peter schwimmen lassen wollte.

Heute hatte er seinen Frachter von zu Hause mitgebracht. Das rot-gelbe Schiff aus Kunststoff konnte man, wie bei den realen Frachtern auf der Weser, richtig mit Schüttgut beladen, und es schwamm mit dieser Last dennoch. Peter stand in seinen Stiefeln im kleinen Hafenbecken, hatte den Frachter gegen das Fortgetriebenwerden mit Steinen beschwert und lud immer mehr Schüttgut nach. Erst, als eine bestimmte Linie am Bug des Schiffes, die den maximalen Tiefgang anzeigte, erreicht war, stellte Peter das Beladen ein und entfernte die

Beschwerungssteine. Jetzt hieß es aufpassen, damit das Schiff nicht unkontrolliert aus dem Hafen hinaus und in die Mitte der *Bieke* geriet. Dort war die Fließgeschwindigkeit des Wassers relativ hoch und wenn der Frachter abtreiben würde, wäre ein Verlust des Spielzeugs vorprogrammiert. Aber Peter passte auf!

„Ahoi, Kapitän, Ladung aufgenommen!“, rief er laut. „Gute Fahrt und immer eine Handbreit Wasser unter dem Kiell!“

Immer wieder entließ er gekonnt sein beladenes Schiff aus dem Hafen, lief ein Stück den Bach hinunter und fing es geschickt und rechtzeitig wieder ein, bevor der Frachter unter der Schienenunterführung der Kleinbahn verschwinden konnte. Dort angelandet entlud er das Schüttgut in einem zweiten Hafen, stapfte mit dem leeren Schiff unter dem Arm wieder nach Oberstrom, also den Bach hinauf zu dem ersten Hafen, und die ganze Prozedur begann aufs Neue. Peter wurde es nicht müde, die immer gleichen Handlungen auszuführen und dort, am Bach, alleine zu spielen.

Doch, es kann der Gute nicht in Frieden spielen, wenn ihm der schlechte Nachbar Böses will, oder wie heißt dieser Spruch? Jedenfalls kam das Unglück von oben, von dem Weg am Bach entlang und in Form eines geworfenen Steines. Der Stein durchschlug wie ein veritabler Felsen die Wasseroberfläche direkt vor dem Bug des gerade ablegenden Schiffes, spülte Wasser in die schon bis zum Rand mit Schüttgut gefüllten Frachträume und drückte somit das ganze Schiff samt Ladung unter Wasser. Peter war nicht sofort zur Stelle, befürchtete auch weitere, geworfene Steine, und der Frachter geriet so in den tiefen Strudel des Prallhanges. Dort, unter der Wasseroberfläche trudelte es führungslos und ziemlich schnell auf die immer näherkommende Unterführung zu. Dort wäre es unweigerlich verloren!

„Schissi, du Blödmann!“, rief Peter wütend in Richtung Bachufer und hatte richtig getippt. Dort, auf dem Weg, stand Jürgen und versuchte doch tatsächlich das Schiff mit Steinen zu treffen. Jetzt wurde Peter schnell. Er sprang, ungeachtet der Gefahr, von einem Stein

getroffen zu werden, in das tiefere Wasser am Prallhang und griff mit beiden Armen tief hinein. Dass seine Stiefel vollliefen, merkte er gar nicht. Beim ersten Mal verfehlte er sein trudelndes Schiff und tauchte erneut beide Hände bis zum Ellenbogen tief ein. Endlich bekam er es am Schornstein zu fassen und hielt es fest. Als er sich dabei noch einmal nach Schissi umdrehte, übersah er einen dicken Stein unter der Wasseroberfläche, stolperte und landete mit einem Bauchklatscher im tiefen Wasser. Mit beiden Händen hielt er zum Glück den Schornstein immer noch umklammert und rettete den Frachter somit ans seichte Ufer. Die Ladung war natürlich verloren, und Peter war patschnass und tropfte wie ein begossener Pudel. Wütend erhob er seine Faust und wollte Schissi drohen. Der hatte sich derweil schon in Richtung Lärche verdrückt.

„Na warte, du Feigling!“, rief Peter dem Flüchtenden hinterher. „Wenn ich dich erwische, dann setzt es was!“

Jetzt war es zuerst einmal mit dem Spielen vorbei, er brauchte unbedingt trockene Kleidung. Was würde seine Mutter wohl sagen?



Feuer in der Flutmulde

Nenne einen Satz, in dem vier Mal
Feuerwehr (oder: Feuer wär´) vorkommt!
Richtig: „Wenn hier ein Feuer wär´ und dort ein
Feuer wär´, und wir hätten keine Feuerwehr, was
das wohl für ein Feuer wär´!“

Sie hatten mehr von solchen oder
ähnlichen Zungenbrechern parat. „Der Leutnant
von Leuten befahl seinen Leuten, nicht eher zu
läuten, ..“ oder „In Ulm und um Ulm und um Ulm
herum!“ Dieser Satz von der Feuerwehr jedoch
sollte sich in Peters Kindheit bewahrheiten. ...
denn sie hatten keine Feuerwehr, als sie diese
gebraucht hätten, dort in der Flutmulde! Und das
war so.

„Habt ihr *Sticken* dabei?“, Willi war es,
der diese magische Frage stellte. Karl-Hermann,
Lothar, Detlef und Peter sahen sich nur an.
Natürlich hatten sie weder ein Feuerzeug noch
Streichhölzer dabei.

„Aber ich, ihr Luschen!“, meinte Willi
verächtlich und hielt triumphierend eine

Schachtel Zündhölzer in die Luft. „Kommt, lasst uns ein bisschen kokeln!“

Kokeln war ein Wort mit magischer Wirkung. Wer spielte nicht als Kind schon mal gerne mit dem Feuer? Gesagt, getan! Die erste Flutmulde am Bach war das geeignete Terrain für ihr Vorhaben. Dort waren sie durch die Muldenränder einigermaßen vor fremden Blicken geschützt. Der Muldenboden gab genügend trockene Gräser her, und an den Rändern wuchsen kleine Büsche mit kochentrockenen Ästen.

Eine Feuerstelle war schnell hergerichtet. Die fünf Freunde hatten Schottersteine vom nahen Bahndamm geholt und als Windschutz kreisförmig aufgeschichtet. Eine Lage trockenes Gras diente als Brandbeschleuniger und hatte im Nu die gesammelten Äste entflammt. Die Freunde lehnten sich zurück, legten die Hände in den Nacken und betrachteten die Wolkenschiffe am azurblauen Himmel über sich. Es war warm, und das nicht nur wegen des Feuers. Ein herrlicher Sommertag!

„Eigentlich hätten wir gar kein Feuer gebraucht“, meinte Detlef, „warm wie es ist. Ich schwitze jetzt schon.“

„Wir machen doch kein Feuer, um uns zu wärmen“, stellte Karl-Hermann klar, „wir wollen kokeln!“

„Also los!“, rief Willi, drehte sich zur Seite, riss ein paar trockene Grashalme ab und hielt sie ins Feuer. Sofort fingen sie an zu brennen. Willi steckte sich einen hohlen Halm in den Mund und zog daran, genauso wie an einer richtigen Zigarette. Und tatsächlich, der Grashalm glomm bei jedem Zug auf und qualmte anschließend stark.

Lothar wollte es Willi gleichtun und nahm einen kräftigen Zug aus seinem Grashalm. Sofort bekam er einen heftigen Hustenanfall und warf die Möchte-gern-Zigarette weg. Seine Freunde sprangen auf, klopfen ihm auf die Schulter und redeten ihm gut zu.

„Rauchen ist eben doch nur etwas für richtige ...!“, wollte Willi gerade Lothar veräppeln,

als ihm das Wort im Halse stecken blieb.
„Es brennt, es brennt!“, brachte er noch hervor und zeigte hinter Lothar. Und richtig, dort, wohin Lothar seinen noch brennenden Halm geworfen hatte, züngelten immer größer werdende Flammen schon nach dem kleinen Busch auf der Böschung. Alle fünf Freunde sprangen auf, versuchten, das Feuer auszutrampeln oder mit abgerissenen, grünen Laubwedeln zu löschen. Peter und Detlef waren zum Bachufer gelaufen und kamen mit ein paar Händen voll Wasser zurück. Aber das war nur ein Tropfen auf dem heißen Stein, wie sie erkennen mussten.

„Zieh` deine Schuhe aus und benutze sie als Behälter!“, rief Willi Peter zu.

„Geht nicht!“, gab Peter zurück. „Ich habe Sandalen an mit Löchern drin! Aber du hast doch feste Schuhe an. Los, mach schon!“

„Das geht auch nicht“, kam Willis Antwort, „die sind neu, die darf ich nicht schmutzig machen!“

„Du bist mir der Richtige!“, schrie Lothar.
„Seht mal, das Feuer! Lasst uns abhauen!“

Und richtig, der ganze Busch hinter ihnen stand schon in Flammen, und das Feuer kroch immer weiter den Bahndamm hinauf. Bei dem Gedanken, nichts gegen das Feuer tun zu können, wurde es den Jungen ganz mulmig im Bauch. Nur, wenn sie jetzt selbst nicht zu Schaden kommen wollten, mussten sie sehen, dass sie fort kamen. Sie bekamen es mit der Angst zu tun und liefen, ohne sich noch einmal umzudrehen, Richtung Lärche und zum Falkenheim hoch. Dort versteckten sie sich hinter der Mauer des Treppenaufganges, konnten dort selbst nicht gesehen werden, hatten aber ihrerseits einen guten Blick auf den nun lichterloh brennenden Bahndamm.

„Wenn jetzt noch die Straßenbahn kommt, dann gibt es ein Unglück“, orakelte Peter.

Karl-Hermann stöhnte: „Wenn das man gutgeht? Wenn das man gutgeht? Aber seht mal!“

Im gleichen Augenblick sahen es alle. Eine weiße Dampf Wolke stieg senkrecht in den Himmel, fast wie ein Atompilz. Die Jungen meinten, es bis hierher zum Falkenheim zischen zu hören.

„Da ist etwas explodiert. Ach du meine Güte, auch das noch“, jammerte Willi.

Doch plötzlich, wie von Geisterhand, verzog sich der weiße Pilz und löste sich schnell auf. Und jetzt erst sahen die Freunde, dass ein paar Leute, anscheinend aus der Nachbarschaft, eine Eimerkette zum nahen Bach gebildet hatten und das Feuer löschten.

Allen fiel ein dicker Stein vom Herzen. Nie wieder kokeln! Das stand ihnen auf die Stirn geschrieben.

Eishockey

Unterhalb des Falkenheims, fast schon bei Wippermanns Wiese, befand sich ein kleines Waldstück, das fast so groß war, wie ihr Garten, also eher nicht allzu groß. Aber es hatte die richtige Größe für ein Hockeyfeld und das reichte den Freunden. Einen Nachteil und einen Vorteil hatte dieses Areal allerdings. Es war zwar nur spärlich bewachsen mit jungen Erlenbäumen, die den Jungen beim Spielen allerdings im Wege standen. Sie nahmen es jedoch wie es war, die Bäume wurden als gegnerische Spieler angesehen, egal für wen! Von großem Vorteil war, dass das kleine Waldstück direkt an den Bach grenzte und im Winter regelmäßig überflutet war. Bei Frost bildete sich eine hervorragende Eishockeyfläche, von den Bäumen einmal abgesehen.

Als Hockeyschläger dienten geschlagene und geschnittene Äste, wenn sie nur ungefähr die Form eines echten Hockeyschlägers hatten. Als Puck diente alles, was flach, rund und hart genug war; die richtige Größe war auch noch wichtig!

Die Schlittschuhe wurden einfach mittels Krallen an die Sohlen der normalen Straßenschuhe geschraubt, sehr zum Leidwesen der Eltern. Nicht selten wurden im Eifer des Gefechts ein paar Sohlen halb oder ganz abgerissen, und die Schuhe mussten beim Schuhmacher für teures Geld neu besohlt werden.

Auch heute waren schnell zwei Mannschaften gewählt. Die beiden Brüder Peter und Horst spielten gegen Detlef und Karl-Hermann. Einen Schiedsrichter gab es nicht, deswegen entschieden alle oder keiner. Mit den Regeln nahmen sie es sowieso nicht so genau. Das hatte natürlich zur Folge, dass nach jedem Spiel neben den gefallenen Toren zuerst einmal die Wunden gezählt und versorgt werden mussten.

Anstoß! Peter schlug einen harten Puck Richtung gegnerisches Tor. Doch vorher war noch ein Baum dazwischen. Der Stamm einer kleinen Erle lenkte den Puck ab. Und wenn Detlef nicht gewesen wäre, hätte Peter ihn bestimmt direkt im Bach versenkt. Der Bach war im Winter fast nie ganz zugefroren, dafür floss er zu schnell.

Aber kleinere Eisflächen und lockere Eisschollen waren immer vorhanden, so dass so mancher Puck darunter verschwinden konnte. Sie hatten jedoch genügend Ersatzpucks parat. Detlef brachte einen Puck ins Spiel, Karl-Hermann reagierte am schnellsten und gab ihm mit seinem Schläger die richtige Richtung. Auch der Drall passte, der Puck prallte an Peters Schlittschuh ab und trudelte unhaltbar in Peters und Horsts Tor. 1:0!

„Jep“, meinte Detlef freudestrahlend, „jetzt haben wir euch im Kasten!“

„Freut euch nicht zu früh“, gab Horst siegessicher zurück, „am Ende zählen wir zusammen.“

So nahm das Match seinen Lauf. Viele gute Querpässe wurden gespielt. Doch plötzlich foulte Detlef Peter mit einem harten Bodycheck, so dass dieser stürzte, quer über die Eisfläche rutschte und an einer Baumwurzel hängenblieb.

„Autsch, spinnst du!“, jaulte Peter. „Ich will morgen wieder gesund aufstehen. Lass langsam gehen!“

Den großen blauen Fleck an seiner Seite übersah er geflissentlich. Ein Indianer kennt eben keine Schmerzen! Zähne zusammengebissen und weiter! Je länger das Spiel dauerte, es ging hin und her mit dem Ergebnis; 1:1, 2:1, 2:2, desto mehr ließ die Konzentration nach. Und so musste es ja kommen! Horst konnte Karl-Hermann nicht stoppen, und Peter warf sich von der Seite dazwischen. Er verpasste den Puck, und jetzt, da er einen Baumstamm oder eine Wurzel gebraucht hätte, waren keine vorhanden. Peter rutschte unweigerlich über die Spielfeldkante hinaus und landete, mit dem Rücken voran, im eisigen Bachwasser. Das Spiel war sofort vergessen, das Ergebnis nebensächlich, und die drei Freunde eilten ihrem Mitspieler zu Hilfe. War es Nichtkönnen oder Mangel an Reflexen bei Peter, das wollten die Freunde jetzt nicht herausfinden. Sie halfen ihrem Freund aus dem Wasser.

Wieder einmal bereitete die Biege Peters Spiel ein jähes Ende. Er musste auf dem schnellsten Weg nach Hause, um sich umzuziehen, sonst wäre eine Erkältung vorprogrammiert.



Straßenschlacht

Die Kinder der Herforder Straße und die Kinder der Valdorfer Straße waren sich nicht immer grün. Warum das so war, konnte niemand mehr sagen. Der Anfang der Streitigkeiten musste vor ihrer Zeit liegen. Jedenfalls war es besser, wenn die Kinder sich nicht trafen. Jede Begegnung ging nie ohne heftige Blessuren und derbe Schimpfwörter ab.

Die natürliche Grenze zwischen den beiden Straßenzügen war der Bach, unsere Biecke. Im Norden des einen Ufers schloss sich das Gelände der Kleinbahn an, daran anschließend ein kleines Industriegebiet und, weiter östlich, der Mergelhaufen, ein hügeliges, mit kleinen Bäumen locker bewachsenes Gelände. Südlich des Bachlaufes lagen Wippermanns Wiese, der Hügel mit dem Falkenheim, die Lärche, einige Schrebergärten und natürlich die Valdorfer Straße. Dazu wurde auch die Weidestraße gezählt. Auf die Kinder der Weide, wie sie

genannt wurden, konnte man im Ernstfall nicht verzichten.

Ein Signal zum Angriff gab es nie, es lag einfach etwas undefinierbares in der Luft. Es hatte wahrscheinlich zu viele unrühmliche Begegnungen gegeben. Rumgesprochen hatte es sich in Windeseile, und schon standen sich auf beiden Seiten des Baches die verfeindeten Parteien gegenüber. Die Anzahl der Kontrahenten war nie richtig auszumachen, dafür verteilten sich die Truppen zu sehr.

Heute konzentrierte sich der Angriff der Herforder anscheinend auf den Bereich der Lärche, zwischen Falkenheim und Mergelhaufen. Eine Strategie musste her! Horst verteilte seine Valdorfer-Truppe zur Hälfte in der ersten Flutmulde, zum anderen hinter den hohen Pappeln in der Lärche. Beide Gruppen konnten sich sehen und durch Zeichen verständigen.

Es tat sich nichts, es war lange Zeit ruhig. Der Feind hatte den Vorteil des höherliegenden Geländes der Bahngleise, dagegen suchten die

Valdorfer Schutz in der Mulde und hinter den dicken Pappelstämmen in der Lärche.

Plötzlich zerriss ein lauter Pfiff die Stille, und sofort flogen dicke Steine vom Bahndamm aus über den Bach in die Lärche und prallten an den Baumstämmen ab. In Ermangelung genügend eigener Munition klaubten die Valdorfer Freunde die feindliche Munition auf und erwiderten das Feuer. Zwischenzeitig rief Horst seine Freunde aus der Mulde in die Lärche, um die Truppe hier zu verstärken. Es ging eine Zeitlang hin und her, da immer wieder dieselben Steine geworfen wurden, mal hin und mal zurück. Dann hatte Peter die Idee!

„Angriff, alle mir nach!“, schrie er aus Leibeskräften, verließ seine Deckung, sprang in den Bach und sammelte Kiesel vom Grund. In der Zwischenzeit feuerten seine Freunde zur Ablenkung des Feindes weiter, so gut es ging. Als auch Peter seine im Bachbett gesammelten Kiesel einsetzte, waren die Valdorfer Freunde mit der Munition in einer besseren Ausgangslage und konnten vorrücken. Immer mehr Kiesel aus dem

Bach kamen zum Einsatz. Sie waren nicht so schwer wie die Steine vom Bahndamm, flogen aber weiter und trafen häufiger. Das Geschrei der Herforder signalisierte den Freunden, dass sie die richtige Taktik hatten. Sie überquerten den Bach mit viel Munition in den Taschen, drangen die Böschung zum Bahndamm hinauf und vertrieben die Herforder in alle Himmelsrichtungen.

Jubelnd standen sie als Sieger auf den Kleinbahnschienen. Natürlich hatten auch sie etliche Blessuren davongetragen, aber zum Glück nichts Ernsteres! Dass bei allen Valdorfer Freunden die Hosenbeine bis zu den Knien und die Hemdsärmel bis zu den Ellenbogen durchnässt waren, bemerkten sie erst bei ihrem geordneten Rückzug. Erneut mussten sie durch den Bach waten, aber das machte keinem etwas aus.

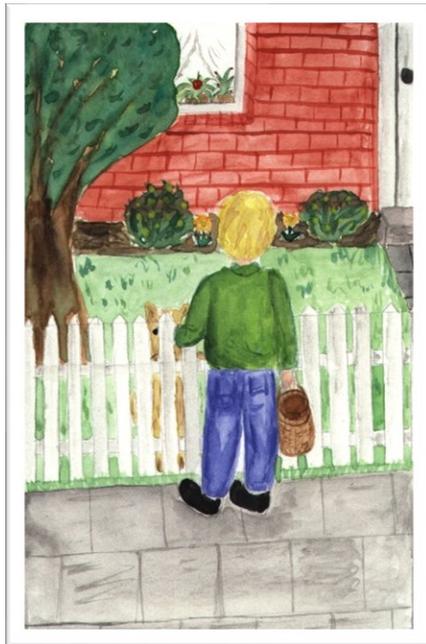


Peter will in die Schule

„Peter, Peter“, rief Mutter, „gehst du für mich zum Bäcker?“

Peter hörte nicht. Er lag in seinem Zimmer auf dem Boden und spielte mit seinen Autos.

„Peter“, rief Mutter etwas lauter, „geh doch bitte für mich zum Bäcker! Du musst dich aber beeilen, er macht gleich zu.“



Diesmal hatte Peter Mutter gehört. Er ließ noch schnell den roten Ferrari mit dem blauen

Mercedes zusammenstoßen, sprang dann auf und rannte in die Küche zu Mutter. Eigentlich ging Peter gerne zum Einkaufen, das wusste Mutter auch, und ein paar Minuten später war er auch schon mit Einkaufszettel und Korb auf dem Weg zum Bäckerladen.

Der Weg zum Bäcker war nicht weit, aber für Peter war es immer wieder wie auf einer kleinen Entdeckungsreise.

Da war Strolchi, der Hund vom Nachbarn. Schon von weitem sah er Peter kommen, wedelte heftig mit dem Schwanz und sprang bellend am Lattenzaun hoch.

„Hallo, Strolchi!“, rief Peter und hielt seine Hand durch die Zaunlatten.

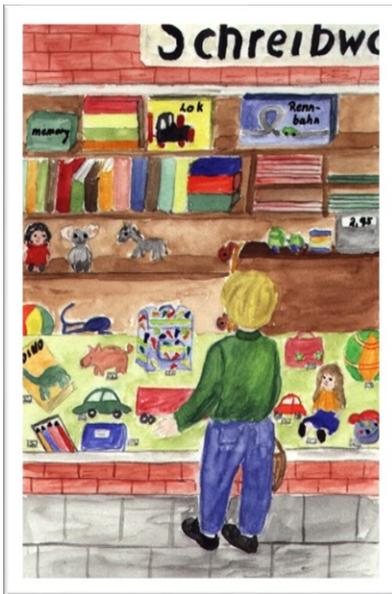
Es kitzelte so schön, wenn Strolchi mit seiner rauen Zunge über seinen Handrücken leckte. Peter erzählte Strolchi, dass der rote Ferrari sein Lieblingsauto war.

„Später, wenn ich groß bin und selber Geld verdiene, dann kaufe ich mir auch einen“, sagte er und machte dabei ein ganz wichtiges Gesicht.

„Tschüss, Strolchi, ich muss weiter!“

Peter zog seine Hand zurück, schwang noch einmal den Einkaufskorb hoch in die Luft und machte sich auf den Weg.

Auf seinem Weg zum Bäcker, gleich um die Ecke, war Onkel Hermanns Schreibwarengeschäft.



Eigentlich war er gar nicht Peters richtiger Onkel, aber alle Kinder nannten ihn so.

Sein Schreibwarengeschäft war eigentlich auch gar kein richtiges Schreibwarengeschäft, denn in dem großen Schaufenster war *alles* zu finden, was das Kinderherz begehrte.

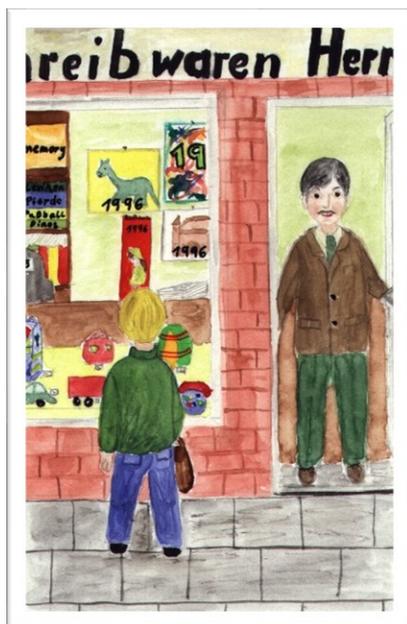
Da gab es neben Schreibblöcken, Stiften und Büchern alle erdenklichen Kuscheltiere und Spielzeug jeder Art. Rechts an der Wand hingen die buntesten Kalenderbilder, die Peter je gesehen hatte. Davor lagen Postkarten ausgebreitet, auf denen ihr Dorf, ihr Wasserschloss und sogar die Schule zu sehen waren. Links, neben den Geldkassetten und Poesiealben, standen ein Paar Rollschuhe und das Skateboard, das Peter sich zu seinem fünften Geburtstag gewünscht hatte. Aber er hatte etwas *Sinnvolleres* bekommen, eine neue Kindergartentasche und etwas zum Anziehen. Und in der Mitte des Schaufensters thronte er dann - Peters Traum, sein Traum von einem Schulranzen. *Den* wollte er haben und keinen anderen. Darauf purzelten überall gemalte Schultüten in den buntesten Farben durcheinander. Vorne war eine kleine Tasche aufgesetzt, in die kam später das Etui mit den vielen Buntstiften. Peter konnte sich alles genau vorstellen. Nicht zum ersten Mal stand er vor dem Schaufenster, drückte sich die Nase an der Scheibe platt und träumte von der Schule. Ja, die Schule! Er wollte *unbedingt* in die Schule, und

das schon möglichst bald! Aber Mutter hatte gesagt, er müsste noch bis zum nächsten Sommer warten. Warten! Er war es satt, immer nur diese Babyspiele im Kindergarten! Zugegeben, in ein paar Wochen sollte Peter in die Vorschulgruppe kommen, dann würde es vielleicht etwas besser. Aber bis dahin konnte er nur von der Schule träumen: Richtig lesen und schreiben und rechnen! Er würde seiner Patentante Ottilie einen Brief schreiben, und die würde sich dann wundern, wie groß Peter schon war. Onkel Rudi konnte dann nicht mehr sagen:

„Na, mein kleiner Peter“.

„Hallo, Peter!“, hörte er plötzlich eine Stimme aus dem Schaufenster. „Peter, träumst du mal wieder?“ Diesmal schien die Stimme von weiter links zu kommen. Peter musste sich mit Gewalt von dem wundervollen Anblick des Schulranzens losreißen. Da erst bemerkte er, dass Onkel Hermann aus der Tür des Ladens hervorschaute und Peter fragend ansah.

„Ich, ich - nein, ich träume nicht. Ich mache mir



nur so meine Gedanken", stotterte Peter.

„So, so, Gedanken machst du dir! Kann ich dir

dabei vielleicht helfen?"

„Nee, danke, Onkel Hermann. Es geht schon so. Ich muss ja auch noch zum Einkaufen und habe keine Zeit“, antwortete Peter etwas verlegen und rannte los.

„Da musst du dich aber beeilen, es ist gleich Mittagspause!“, rief Onkel Hermann noch hinter ihm her. Aber Peter war in Gedanken schon wieder bei seinem Schulranzen.

Von weitem sah Peter die großen Reklameschilder des Bäckerladens. Er musste nur noch an der Fußgängerampel über die Hauptstraße. Wie war



das noch mal, dachte Peter. Der Verkehrskasper und der Hund Struppi hatten es doch im Kindergarten vorgemacht. Und mit Mutter hatte er es auch schon ein paar Mal geübt.

Also, zuerst musste man auf den Knopf drücken und dann so lange warten, bis drüben, auf der anderen Straßenseite, nicht mehr das rote, sondern das grüne Männchen zu sehen war. Dann



musste man trotzdem noch aufpassen, ob die Autos auch wirklich hielten. Beim Überqueren der Fahrbahn schaute man wie immer zuerst nach

links, dann nach rechts.

Und schon war Peter heil auf der anderen Straßenseite beim Bäcker. Das hatte ja prima geklappt, dachte er, und freute sich schon auf den Rückweg. Jetzt nur schnell hinein und eingekauft. Mutter wartete bestimmt schon. Aber was war das? Die Tür ging nicht auf! So schwach war Peter doch gar nicht. Er drückte und rüttelte, doch nichts geschah. Hinter der Scheibe schaukelte ein Schild mit einer schwarzen Schrift darauf, aber Peter konnte ja noch nicht lesen.

„Mist“, zischte er wütend durch die Zähne und musste sich ein paar Tränen unterdrücken.

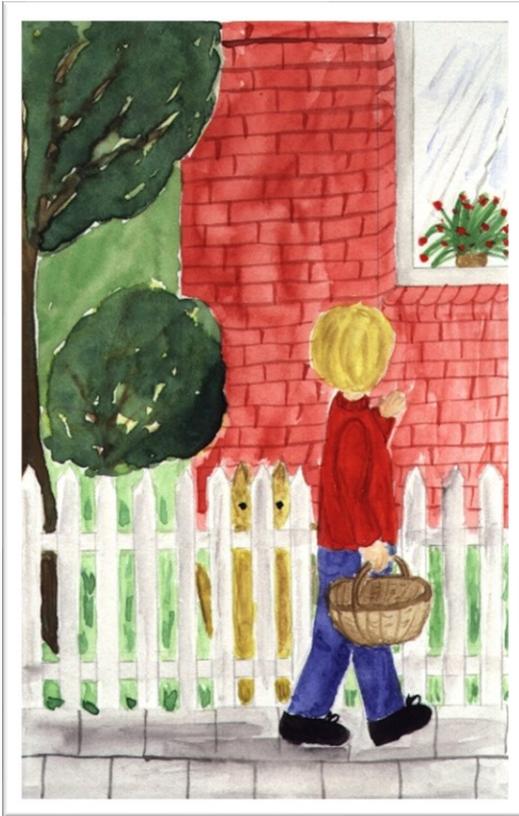
„Mittagspause!“, hatte Onkel Hermann gesagt. Peter war ärgerlich.

„Ich hab' mal wieder getrödelt, und jetzt das,“ dachte er. „Was Mama wohl sagen wird?“

Die Fußgängerampel machte ihm gar keinen Spaß mehr. Auch als er auf seinem Rückweg am Schaufenster von Onkel Hermanns

Schreibwarengeschäft vorbeikam, schaute er nur ganz kurz zur Seite. Der Schulranzen strahlte gar nicht mehr so wie vorhin. Strolchi wunderte sich, dass Peter ihn keines Blickes würdigte. Er

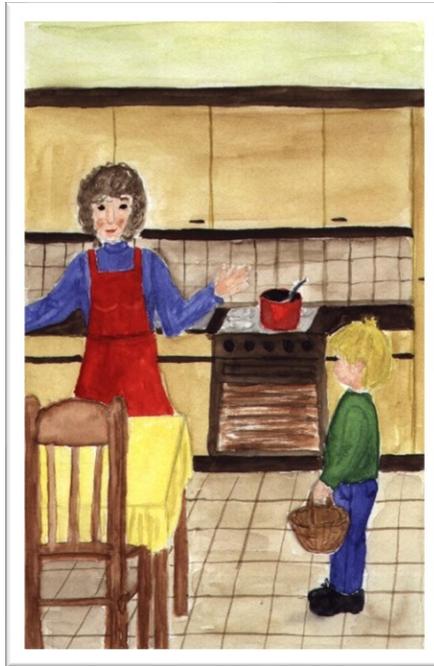
schlenderte am Zaun vorbei, als ob er ihn nicht einmal kennen würde. Da nützten auch kein Hecheln und Bellen.



Mutter war enttäuscht. Sie hätte einige Sachen zum Kaffeetrinken gebraucht.

„Na ja, dann gibt es eben wieder Plätzchen“, stöhnte sie.

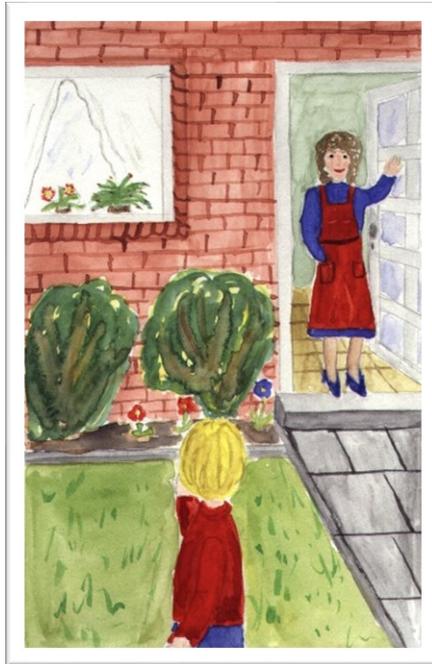
„Mama, ich habe mich ganz bestimmt beeilt. Aber du weißt doch, der Schulranzen in Onkel Hermanns Schaufenster, und Strolchi. Und die Ampel war auch noch rot, zweimal sogar.“



„Ja, ja“, seufzte Mutter, „du und dein Schulranzen. Du hast doch noch so lange Zeit, bis du in die Schule kommst. Und Stifte zum Malen

hast du doch jetzt schon mehr als genug."
„Ach, dieser Babykram“, erwiderte Peter, „das ist langweilig, dazu habe ich keine Lust mehr. Ich will einfach in die Schule, und dafür brauche ich den Schulranzen, und nur den!“

Mutter merkte, dass Peter es ernst meinte, und sie kümmerte sich um das Tischdecken. Im Moment hatte es gar keinen Zweck, mit Peter über dieses Thema zu diskutieren. Er musste einfach noch abwarten können, und das brauchte seine Zeit.



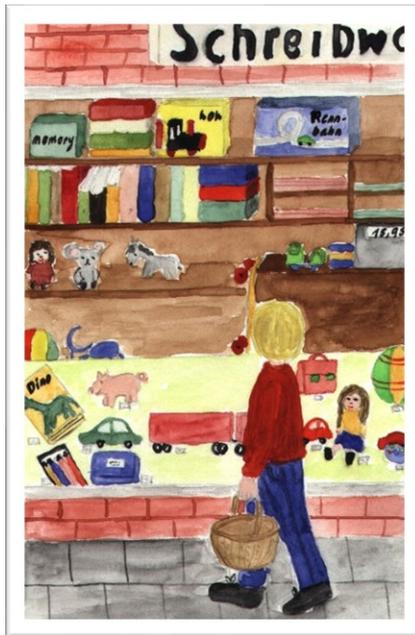
Ein paar Tage später schickte Mutter Peter wieder zum Einkaufen. Dabei tat sie sehr geheimnisvoll und sagte: „Du musst heute etwas Besonderes zum Kaffeetrinken kaufen, es kommt Besuch.“ Als Peter wissen wollte, wer denn kam, antwortete sie nur: „Überraschung, Überraschung“, und trällerte ein Lied. Peter war etwas verwirrt, aber er nahm den Einkaufskorb und machte sich auf den Weg.

„Hallo, Strolchi“, begrüßte er wie gewohnt seinen kleinen Freund, der schon von weitem bellte und am Lattenzaun hochsprang. Aber auch diesmal blieb Peter nicht stehen und steckte auch nicht wie gewohnt eine Hand durch die Latten, damit Strolchi sie ablecken konnte.

„Heute habe ich keine Zeit. Wir kriegen Besuch, und ich muss mich beeilen.“

Und schon war er weiter.

Bei Onkel Hermanns Spielwarengeschäft drehte Peter den Kopf automatisch zum Schaufenster, um nach *seinem* Schulranzen zu sehen. Doch was war das? Sein Schulranzen war weg! Peter blieb wie angewurzelt stehen. An seiner Stelle stand



ein anderer aus Leder, wie ihn die ganz großen Schulkinder hatten. Was sollte er denn jetzt machen? Ohne *seinen* Schulranzen konnte er doch nächstes Jahr nicht zur Schule gehen.

Peters Augenhöhlen füllten sich mit Tränen. An Einkaufen dachte er nicht mehr. Ohne groß zu überlegen drehte Peter um und rannte so schnell er konnte nach Hause. Die Tränen rollten ihm in Strömen über die Wangen.

„Mama, Mama“, plärrte er schon von weitem los, „mein Schulranzen ist weg, mein Schulranzen ist weg!“

Die Küchentür zum Garten flog auf, und Mutter



konnte nur noch das tränenverschmierte Gesicht ihres kleinen, ach so traurigen Peters in ihrer

Küchenschürze vergraben.

Peter schniefte und schluchzte, als würde die Welt untergehen.

„Was ist denn passiert?“, fragte Mutter

liebevoll. „Beruhige dich doch erst einmal!“

Sie strich Peter mit der Hand über den Kopf,

holte ein Taschentuch aus der Schürze und ließ

Peter kräftig hinein schnäuzen. Das half ein

wenig! Peter beruhigte sich etwas und erzählte

Mutter, was passiert war.

„Oh, Peter, mein Lieber“, stieß Mutter

erleichtert hervor, „da bin ich aber beruhigt,

dass es nichts Schlimmes ist. Komm einmal mit,

ich habe eine ganz dicke Überraschung für dich.“

„Nichts Schlimmes? Mein Schulranzen ist weg,

und du sagst, es ist nichts Schlimmes passiert!“

Peter konnte sich überhaupt nicht beruhigen, und

schon schossen ihm erneut die Tränen in die

Augen. Doch ohne darauf zu reagieren, zog

Mutter ihren Peter hinter sich her, aus der

Küche heraus ins Wohnzimmer. Und was Peter

dort mit seinen tränenverschmierten Augen sah,

ließ seinen Mund vor Staunen offenstehen. Auf

dem Sofa saß Peters Patentante Gabi und

strahlte ihn mit erwartungsvollen Augen an. Und



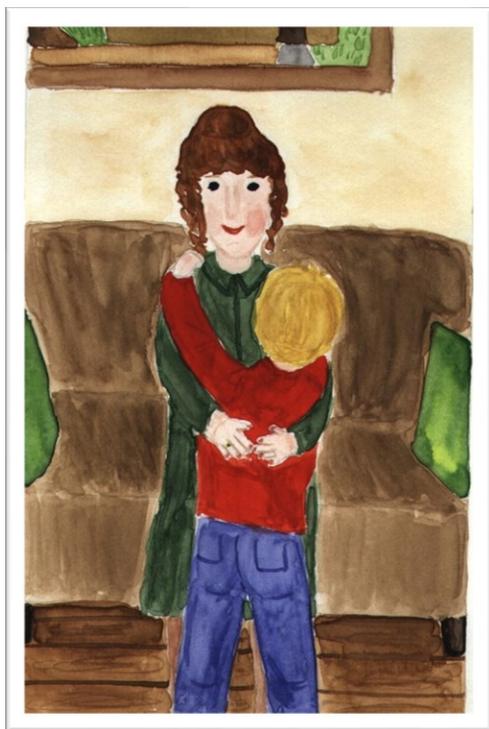
das Allertollste - auf dem Wohnzimmerisch stand in aller Farbenpracht *sein* Schulranzen! Peter kriegte vor lauter Staunen den Mund nicht mehr zu. Er wusste nicht, was er sagen sollte und schaute Mutter verwirrt an.

„Willst du mich denn nicht begrüßen?“, hörte Peter Tante Gabi wie von weitem fragen. „Ich habe dir auch etwas mitgebracht.“

Mutter musste Peter einen leichten Schubs geben, damit dieser wieder zur Besinnung kam. Dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Peter stolperte auf Tante Gabi zu, fiel ihr in die Arme und stammelte: „Dddu - du hast meinen Schulranzen gekauft, für mich? Oh, Tante, danke, vielen Dank! Ich hab dich so lieb!“

Weiter konnte Peter nicht sprechen, denn schon wieder schossen ihm dicke Tränen in die Augen. Aber was gab es im Moment auch noch zu sagen. Es war alles in bester Ordnung. Peter war glücklich wie lange nicht. Und sein größter Wunsch war ein ganzes Stück näher gerückt, nämlich im nächsten Jahr mit *seinem* Schulranzen in die Schule gehen zu können.



Ausblick

Nach dem Kindergarten folgt die Schule - und mehr ...

Peter wächst heran und lernt das Leben kennen, natürlich nicht, ohne weitere kleine und große Abenteuer zu erleben.

Das alles erfahrt ihr im zweiten Teil der Wildpferde - Trilogie „Die wilden Jahre“!